



Tante Hanna

Ein Wuppertaler Original

aus neuester Zeit

Von

Dr. Wilhelm Busch

Pastor in Elberfeld

Fünfte Auflage

(21. bis 25. Tausend)

Mit drei Kunstdruckeinlagen



Elberfeld

Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland

1906

Die Verlagsbuchhandlung behält sich alle Rechte vor, auch das Recht der Übertragung
in fremde Sprachen.

Zum Abdruck einzelner Stücke ist die Erlaubnis des Verlags einzuholen.

Maschinenfabrik von Oscar Brandstetter in Leipzig.

[82]

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist ein von vielen ausgesprochenener, von noch viel mehreren still gehegter Wunsch, daß das Lebensbild der unvergeßlichen, vielen so teuren Frau Faust im Gedächtnis festgehalten werden möchte durch ein Büchlein. Wir verdanken es der Güte der näheren Freunde unserer lieben Tante Hanna, daß dieser Wunsch erfüllt werden konnte: in überraschend reichlicher Weise sind Erinnerungen und Eindrücke von Frau Faust eingesandt worden. Gerne hätte ich jedem von euch, ihr lieben Mitarbeiter, persönlich gedankt; es wäre zu viel geworden; ich tue es nun auf diese Weise, die euch gewiß auch die willkommenste ist: indem ich euch das Lebensbild unserer seligen Freundin vorlege.

Das Leben der Heimgegangenen spricht für sich selbst. Wer das Wirken dieser Frau gekannt hat, ja wer es auch erst nachträglich aus diesen Erinnerungsblättern kennen lernt, für den ist es keine Frage, daß das Gedächtnis daran festgehalten werden mußte. Zwar scheint es dem schlichten, einfachen, demütigen Sinn der Entschlafenen gar wenig zu entsprechen, daß ein Buch über sie geschrieben wird; aber wie ihr Leben die Tugenden dessen verkündigt hat, der sie berufen hat zu seinem wunderbaren Licht, so werden es auch diese ihr gewidmeten Erinnerungsblätter tun.

Nebenbei darf gesagt werden, daß der Reingewinn dieser Schrift der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland zugute kommt; von ihr ist die Anregung zu dem Büchlein ausgegangen; sie hat auch die Arbeit von Frau Faust sowohl am Arrenberg als im Elendstal auf deren lehtwillige Verfügung hin übernommen.

Nun fliegen diese Blätter hinaus. Was sie berichten, hat mir den ersten Segen gebracht. Gott gebe ihnen weiteren Segen, daß sie manch einer Seele Lust machen dürfen, dem Schönsten unter den Menschenkindern willig zu dienen in heiligem Schmuck.

Elberfeld, im Mai 1904.

Dr. Busch.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die erste Auflage dieses Büchleins hat eine so freundliche Aufnahme gefunden, daß schon jetzt eine neue Auflage nötig geworden ist. Dieselbe ist ihrem Inhalt nach ziemlich unverändert geblieben; in der Form hat sie einige Veränderungen erfahren. Den Lesern, die das Elberfelder Platt nicht verstehen, wird die Übertragung der plattdeutschen Partien ins Hochdeutsche angenehme Erleichterung bringen.

Möge auch diese Auflage hinausgehen unter dem Segen Gottes. Er gebe es, daß dieses Lebensbild, das nach der Natur und nicht nach der Phantasie gezeichnet ist, manchen Leser ermuntere, völligen Ernst zu machen mit der ganzen Hingabe an unsern großen König.

Elberfeld, im Juli 1904.

Dr. Busch.

Vorwort zur dritten Auflage.

Schon wieder ist eine neue Auflage dieses Büchleins notwendig geworden. Das stimmt zum Dank, weil es doch entgegen allen betrübenden Erwägungen, die unsere Zeit uns aufzwingt, ein Beweis ist dafür, daß viele noch einen Sinn für echtes, wurzelhaftes, persönliches Christentum haben.

Die neue Auflage ist unverändert geblieben. Möge sie unter Gottes Geleit ihren Weg gehen und den Dienst tun dürfen, daß sie durch der lieben Tante Hanna Zeugnis Seelen werbe für den Dienst unseres HErrn.

Elberfeld, im Oktober 1904.

Dr. Busch.

Vorwort zur vierten Auflage.

Der heutige Tag ist der Todestag unserer lieben, unvergeßlichen Tante Hanna. Vor einem Jahre ist sie von uns gegangen. Aber ihr Gedächtnis ist nicht erloschen; sonst müßte nicht dieses Büchlein zum vierten Male ausziehen und als ein schlichter Wandersmann erzählen von dem, was der HErr an der selig Vollendeten einst getan, und was Er durch sie ausgerichtet hat. Daß ihr

Bild nicht nur in der Erinnerung fortlebe, sondern manchem ein Sporn sei, ein treuer Knecht, eine treue Magd des Herrn zu werden, dazu möge auch diese Auflage des Büchleins mithelfen!

Elberfeld, am 16. Dezember 1904.

Dr. Busch.

Vorwort zur fünften Auflage.

Mit dem herzlichsten Dank gegen Gott, der dieses schlichte Büchlein über Erwarten gesegnet hat, und gegen die Leser, die mit manchem freundlichen Wort mich grüßten, lasse ich die neue Auflage unverändert hinausziehen. „Sie ist gestorben und redet noch“, so heißt's nun von unserer lieben Tante Hanna; möge ihr Zeugnis, das sie durch ihr Lebensbild gibt, Frucht schaffen zum ewigen Leben!

Elberfeld, im Juli 1905.

Dr. Busch.

Inhalt.

	Seite
Gingang	9
1. Der Heimathoden	10
Das Wuppertal von heute. Das Wuppertal ums Jahr 1840. Tante Hanna eine Christin von bergischem Gepräge.	
2. Jugendtage	14
Eltern und Geschwister. Das Haus am Arrenberg. Hanna als „Stütze“. Die große Veränderung. „Ich will dich noch auf Erden brauchen.“ In der Fabrik. Hanna wird errettet und darf retten.	
3. Arbeitsanfänge	22
Feierstunden — Arbeitsstunden. In der Sonntagschule. Die „Kompanei“. Allerlei andere Arbeit. Im Gefängnis. Unter den Cholerakranken. Ehestand — Wehestand. Wilhelm Faust. Der Segen des Hauskreuzes.	
4. Im Glendstal	34
Wo liegt's? Wie kam's zu seinem Namen? Es wird anders. Tante Hanna denkt an ein Vereinshaus. Und sie baut's. Das Glendstal als Festplatz. An Kaisers Geburtstag. Am Ostermontag. An Himmelfahrt. Missionsfest am Pfingst- montag. Die Brodensammlung vom Tisch der Festwoche. Das Glendstal als Arbeitsplatz: Die Sonntagschule. Der Jungfrauenverein. Was Hofprediger Dhly vom Glendstal und der Seele des Glendstals zu sagen weiß.	
5. Im Hause an der Riemenstraße	67
Klein, aber mein und — rein. Der Schauplatz des Haus- kreuzes. Tante Hannas Wohnhaus ein Gotteshaus. Die Bibelstunde. Die Gebetsstunde. Der Jünglingsverein und Tante Hanna seine Mutter. Die Bibelbesprechstunden. Die Versammlungen für Frauen und Jungfrauen. Die Besuche am Samstag abend. Gäste aus Schwaben, aus Berlin, von überall.	
6. Tante Hanna und die Jugend	75
Kindtaufe im Glendstal. Tante Hanna in „Blotfchen“. Ver- wahrloste und verwaisste Kinder. Errichtung des Rettungs-	

hauses. Wie Tante Hanna mit unartigen Kindern fertig wird. Die Sonntagschulbescherung im Glendstal und ihre Besucher. Noch einmal die „Kompanej“. Die Geschichte von der Bratsche. Unter der weiblichen Jugend.

7. Unter den Armen 85

Die beste Methode, und Tante Hanna wendet sie an. Was bekümmert ihr das Weib? Arme in allen Ständen. Frau Faust werden die Augen verbunden. Unter den Sozialdemokraten. Ein überwundener „Genosse“. Woher die Gaben stammten. „Ich freue mich, daß die Moden so oft wechseln.“ Tante Hanna die Festgeberin bei einer goldenen Hochzeit.

8. In der Seelsorge 97

„Scheck he meck de Hanna Käßler vom Arrenberg.“ Tante Hanna und die Frauenfrage. „Solange ich lebe, wird da nichts drauß.“ „Sie hant en Dokter hoalen loten?“ „Nig do; die Bibelstond es ut!“ „Herr Paschtoar, nu esj et genug!“ Wie einer den Staub von den Füßen schüttelt. Das Geheimnis ihrer Seelsorge. „Do es de Dör.“ „Hanna, geh nach Hause!“ Was Tante Hanna vom Zukunftsstaat hält, und wie sie einem zum Geburtstag gratuliert. Die Sonntagschule in der Anilinstraße. Und Helferinnen dafür. Und das Lokal dafür. Die Retterin in Todesnot. Korb voll — Korb leer. „Dem lieben Vater.“ „Der Gott muß der rechte sein, den diese alte Frau anbetet.“ „Deine Liebe hat mich kaput gemacht.“ Wie Tante Hanna eine Stütze fand, und wie sie zwei lebensmüde Menschentinder rettete. „Hör mal, dir ist auch nicht nett zu Mut!“ Noch ein durch Liebe Überwundener. Das Attentat am Niederwalddenkmal. „Es gibt doch einen Gott!“ Tante Hanna die Seelsorgerin unter den Reichen und Gebildeten und unter den Pastoren. „Wo seht es wohl bei mir, Hanna?“ Die Kandidatenmutter.

9. Bei den Festen 128

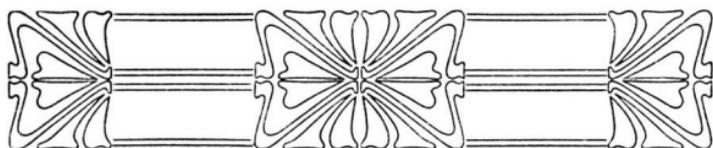
Kaisers Geburtstag. Wie auch ein Sozialdemokrat dabei erscheint. „Von mir steht nichts in der Bibel.“ Wie ein „Moter“ eine andere Farbe bekam. Die treffliche Wirtin. Ein dankbarer Fuhrmann. Die „Zaungäste“. Die „Döllererz“. „Den Kopp onger den Arm!“ Frau Faust kommt doch einmal zu einer Rede. Köstliche Früchte von Festen. „Es hat noch immer gereicht.“ Die Kasse stimmt.

10. Viel Freunde 142

Warum Tante Hanna viele Freunde hatte. Wo sie zu suchen waren. Freie Fahrt auf der Elektriichen. Der Oberbürger-

	Seite
meister macht ihr Platz. Tante Hanna kann „Erpel“ kaufen und nach Wesel fahren. An der Bibel gebildet. Der Schlüssel zu den Herzen.	
11. In der Gemeinschaft	151
Die Wurzeln ihrer Kraft. Die „Kompanei“. Der Gemeinschaftskreis um Tante Hanna. Pastor Rind. Pastor Varner. „Wir müssen in der Gemeinschaft bleiben.“ „’erut, ’erut, wat en de Stow es!“ Warum sich Tante Hanna photographieren ließ. Andere Werke des Reichs Gottes.	
12. Heimgang	163
„Es wird zu viel, es wird zu viel!“ Letzte Krankheit. Der Heimgang. Das Begräbnis.	
13. Und wir?	173
Tante Hanna ein Vorbild: als christliche Persönlichkeit; sie bleibt in ihren Grenzen; will nichts als dienen; bleibt klar und nüchtern; ihre reiche Liebe; eine echte, christliche Frau; eine Lastträgerin.	



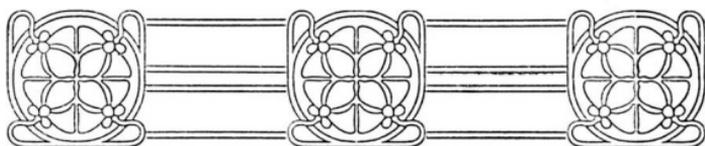


Eingang.

„Hanna Faust! Wer ist das? In den beiden Schwesterstädten Elberfeld=Barmen und weit darüber hinaus braucht man in christlichen Kreisen diese Frage nicht zu stellen. Seit über fünfzig Jahren war Hanna bei hoch und nieder eine bekannte Persönlichkeit. Von nicht vielen Menschen kann man sagen, was Jesus von Maria jagte: Sie hat getan, was sie konnte! Aber daß zu diesen wenigen Hanna Faust gehört, werden alle bestätigen, die sie kannten. Schon in der Jugend hatte sie den Heiland gefunden und Ihm dann mit ungeteiltem Herzen in Demut und wohl auch mit vielen Tränen gedient. Prediger Schrenk nannte sie einmal in einer Bibelfunde „die Großmacht in Elberfeld“. Ja, das war sie auch, die liebe Tante Hanna! Groß als Priesterin im Kämmerlein und groß vor allem in der dienenden, hingebenden Liebe. Nicht Humanität war die Triebfeder ihres Tuns, sondern die selbsterfahrene, rettende Sünderliebe ihres Jesus. Darum war auch das Ziel, das sie mit aller ihrer Arbeit im Auge hatte, die Rettung der Seelen und die Verherrlichung des Namens Christi.“

Diese Worte finden sich in einem Aussatz, der nicht lange nach dem Tode der seligen Frau Faust erschien.¹ Sie drücken ganz das aus, was viele bei ihrem Sterben empfanden: eine Große im Reiche Gottes ist sie gewesen, von der diese vorliegenden Blätter reden sollen.

¹ „Licht und Leben“ 1904, Nr. 3.



1. Der Heimathoden.

Das Wuppertal von heute. Das Wuppertal ums Jahr 1840. Tante Hanna eine Christin von bergischem Gepräge.

„Unsere Tante Hanna“, die am 16. Dezember 1903 selig vollendete Frau Faust, war eine durchaus originale, durch Christi Geist in besonderer Weise gebildete Persönlichkeit. Wenn wir von ihr reden, müssen wir auch von dem Heimathoden reden, dem sie entsprossen ist, und dessen echtes, treues Kind sie geblieben ist, — von unserm lieben Wuppertal, dem geistigen Mittelpunkt des bergischen Landes.

Es war in jeder Beziehung eine Blütezeit des Wuppertals, worein die Befehung und die Anfänge der Arbeit unserer Frau Faust fallen; und es kann einen wohl eine geheime Wehmut befallen, wenn man im Geiste Rückschau hält auf jene Tage des zweiten Drittels vom vorigen Jahrhundert. Unser Elberfeld ist seitdem Großstadt geworden, und wer von irgend einer Seite über unsere bewaldeten Höhen herwandert, der wird überrascht und erstaunt sein über das Stadtbild, das sich plötzlich vor seinen Augen im lieblichen Tal der Wupper aufzut: ein gewaltiges Häusermeer, ragende Schlote, viele Kirchen, das gewaltige neue Rathaus, lauter Zeugen von dem rastlosen Fortschritt, den dieses aus den kleinsten Anfängen hervorgegangene Gemeinwesen in erstaunlich kurzer Zeit gemacht hat. Aber wie vieles ist über diesem schnellen Vorwärtsschreiten verloren gegangen, was den Vätern heilig und

teuer war! Das städtische Leben ist von politischen Parteikämpfen zerrissen, und das macht sich geltend, wenn sich daneben auch oft und viel gemeinnütziger, edler Bürgersinn betätigt. Die sozialen Gegensätze sind in fast unheilbar scheinender Weise verschärft; neben dem Glanz der Großstadt macht sich breit das Großstadtelend. Die Gemeinden des Wuppertales, die einst eine gewisse führende Stellung einnahmen im Leben der Gesamtkirche, haben diese Führerrolle nicht mehr. Und wenn auch noch eine große Zahl treuer gläubiger Leute in den Gemeinden vorhanden ist, es bleibt dem scharfsichtigen Beobachter nicht verborgen, daß sich unsere Gebildeten in großer Zahl dem kirchlichen Leben entfremdet haben, und daß die Massen des arbeitenden Volkes zum größten Teil in den Händen der gottes- und kirchenseindlichen Sozialdemokratie sind. Unsere gläubigen Kreise sind vielfach zerrissen und zerspalten; das einfältige, nüchterne Bibelchristentum, das unsern Vätern eigen war, wird nicht mehr geschätzt; von außen eindringende, schwärmerische, unnüchterne Einflüsse machen sich reichlich geltend, machen die Herzen wehrlos gegen jeden neuen Wind der Lehre. Wir sind dankbar, daß Gott in unsern Tagen noch sein Werk tut, aber jene Dinge beweisen uns doch, daß wir in mancher Beziehung in unserm Tal in die Zeiten der geringen Dinge hineingekommen sind.

In jenem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts aber war's Frühlingszeit. Elberfeld war damals eine mittelgroße Stadt. Der Gewerbefleiß der Talbewohner war weit und breit bekannt, die Industrie blühte auf; und in der tätigen Bevölkerung entfaltete sich kräftig der Keim zu stetiger kraftvoller Entwicklung. Aber im Vordergrund standen damals noch nicht wirtschaftliche oder politische Dinge, sondern die kirchlichen Interessen. Die lutherische Gemeinde insbesondere durfte durch Gottes Gnade eine ganz besondere Blütezeit erleben, in der des Herrn Geist lebendig durch die Gemeinde ging und da und dort die Herzen anfaßte und bewegte. Diese Bewegung in unserer Gemeinde knüpft sich

vor allem an den Namen des Pastors Sander, eines Mannes, der unserer Gemeinde von reichstem Segen gewesen ist und der sich einem Gottfried Daniel und Friedrich Wilhelm Krummacher, diesen von Gott der reformierten Gemeinde geschenkten Zeugen, würdig zur Seite stellt. Sander war nicht nur einer der begabtesten Streiter gegen Aberglauben und Unglauben, sondern auch ein Prediger, der jedesmal seine Hörer durch die Macht heiligster Ueberzeugung mit sich riß. Er stand mit unerschütterlicher Treue auf dem Boden des ganzen, ungetheilten göttlichen Wortes, und aus seinem Reichthum schöpfte er mit ganz besonderem Fleiß und ganz besonderer Kraft. Seine Predigten waren Zeugnisse. Von diesem Manne gingen große Wirkungen aus, und immer wieder gab es in seinen Tagen in unserer Vaterstadt Bewegungen und Erweckungen hin und her. Doch waren's ja nicht nur die Prediger, die mit verschiedenster Begabung, aber in einem Geiste das Evangelium des Friedens verkündigten; das Thal, worin solche Originale wie ein Diederich, ein Philipp Rhode und andere herangewachsen waren, hatte immer seine kleinen Kreise, die sich in aller Stille in den Häusern hin und her um Gottes Wort versammelten und denen die Ausbreitung des Reiches Gottes und die Gewinnung der Seelen für Jesum das allerwichtigste Anliegen war.

Das ist der Heimatboden, dem Hanna Faust entsprossen ist und dem sie treu geblieben ist bis an ihr Ende. Sie hat auch die echte bergische Art nie verleugnet, — ihre Sprache, die ihr am geläufigsten war, war das Platt ihrer bergischen Heimat; ihr Sinn erfaßte rasch, griff zu und strebte zur That. Im Verkehr mit anderen war sie demüthig, aber, ob sie mit Hohen oder Niederen verkehrte, doch von bemerkenswerther Freimütigkeit. Dabei fehlte es ihr nicht an der Gabe, oft, auch in den schwierigsten Lagen, das einfachste aber treffendste Wort zu sagen, kurz, sie war in ihrem ganzen Wesen eine ganz und gar bergische Frau, und das machte sie manchem auch menschlich so lieb

und wert. Allerdings, viel größer und herrlicher ist das, was der Herr an ihr getan hat: Der hat all ihre natürlichen Anlagen und Gaben geheiligt und sie zu einem brauchbaren Werkzeug gemacht in seinem heiligen Tempel.

Wie das zugegangen ist, davon wollen wir einiges berichten, zum ehrenden Gedächtnis unserer Tante Hanna, mehr noch zum Preise unseres teuren Herrn und Heilandes. „Jesus groß machen!“ das war die Losung ihres Lebens, und das soll auch die Absicht dieses Büchleins sein.





2. Jugendtage.

Eltern und Geschwister. Das Haus am Arrenberg. Hanna als „Stütze“. Die große Veränderung. „Ich will dich noch auf Erden brauchen.“ In der Fabrik. Hanna wird errettet und darf retten.

Johanne Wilhelmine Kessler — so lautet der Mädchenname unserer Freundin — ist geboren am 28. September 1825 als Kind der Eheleute Johannes Kessler und Gertrud, geborenen Fischbach. Dieselben hatten außer ihr noch einen Sohn, Friedrich, und zwei Töchter, Wilhelmine („Mina“) und Gertrud („Drübschen“). Diese beiden Schwestern erreichten ein hohes Alter; Mina starb im Jahre 1898 als Ehefrau Siepermann, Gertrud war bei Frau Faust in der Riemenstraße und starb im Jahre 1900. Den Bruder Friedrich, einen innigen, gläubigen Mann, an dem seine Schwester Hanna viel Segen hatte, und dem sie ganz besonders nahestand, mußte sie leider schon frühe zu seinem Herrn ziehen lassen. Sie hat in späteren Jahren oft und viel von diesem Bruder gesprochen. Er starb schon im Jahre 1856.

Die Eltern von Hanna wohnten am Arrenberg, dem südwestlichen Stadtteil Elberfelds. Dort sah es aber damals anders aus als in unsern Tagen. Der Arrenberg war wie ein kleines Dörflein, lieblich an den Fuß des Riesbergs gebettet, wie ja überhaupt die Außenbezirke unserer Stadt fast Ortschaften für sich waren mit einer Bevölkerung, die in jedem Bezirke ihre eigene Art hatte (z. B. Ullendahl,

vorn Holz). Die Eltern waren einfache Arbeitsleute, in deren Familie es oft recht knapp und ärmlich herging. Vom Vater erzählte Tante Hanna, daß er sie mit großer Strenge erzogen habe. Hanna hat in der Jugend schon den Sinn lernen müssen, sich mit wenigem genügen zu lassen, und sie hat diesen Sinn in großartiger Weise beibehalten bis in ihr Alter. Sie hätte sich bessere Tage bereiten können, aber sie ist einfach und schlicht geblieben, so wie sie es im Elternhaus gelehrt war. Auch hat sie so im Elternhaus schon durch eigene Erfahrung mit der Armut mitfühlen gelernt. Zwar wissen wir von ihren Eltern nicht, daß sie ein bewußtes und ausgeprägtes Christenleben geführt hätten, aber es waren ehrbare, fromme Leute mit einem der Wahrheit zugeneigten Sinn. Und so knapp es auch oft herging, Hanna hat als Kind an den Eltern schon gelernt, daß es Christenpflicht sei, auch anderen mitzuteilen, auch für die Sache des Reiches Gottes etwas übrig zu haben. In diesem armen, kleinen Haushalt wurde von dem geringen Einkommen immer ein gewisser Teil in eine Büchse gelegt für Reichsgotteszwecke.

Als Hanna neun Jahre alt war, im Jahre 1834, starb der Vater, und es brach für die Mutter eine recht schwere Zeit herein. Das war eine schwere Aufgabe, für sich und die vier Kinderlein das nötige Brot zu schaffen. Aber unsere kleine Hanna ließ sich nicht bange machen; sie wollte bald der Mutter als eine gute Stütze zur Seite stehen. Sie hatte mit großer Freude die Schule besucht, hatte namentlich in ihrer Schulzeit einen großen Schatz von schönen biblischen Geschichten, Sprüchen und Liedern gesammelt; sonst hatte sie nicht viel Weltweisheit gelernt, sie hielt auch nicht so viel davon. Wie sie nun zwölf Jahre alt ist, meldet sie sich bei ihrem Lehrer: „Ich will jetzt aus der Schule austreten, ich muß meiner Mutter verdienen helfen.“

„Ja, was willst du denn anfangen, du kannst ja gar nichts.“

„O, Herr Lehrer, ich kann meinen Namen schreiben, und damit komme ich schon durch die Welt.“

„Aber deine kleinen Hände, Hanna, die können doch keine Arbeit tun.“

„Doch, doch, ich finde schon etwas.“

Und sie ging hin und fand Arbeit in einer Seidenfabrik, wobei ihr gerade ihre kleinen Hände besonders zu statten kamen. So mußte sie, wie so viele Elberfelder Mädchen, schon frühe des Lebens Ernst kennen lernen, mußte verdienen helfen in der Fabrik.

Den kirchlichen Unterricht besuchte sie bei Pastor Sander. Es waren für sie gesegnete, unvergeßliche Stunden, wie sie denn überhaupt mit ihm in inniger Verbindung blieb. Er durfte auch das Werkzeug zu ihrer Bekehrung sein und hat ihr allezeit treulich mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Ein großer Schmerz war es daher für sie, als der geliebte und verehrte Mann 1854 das Wuppertal verließ und einem Ruf ans Predigerseminar in Wittenberg Folge leistete. Sie hat während der Unterrichtszeit schon eine Art Erweckung erlebt, aber zu einer völligen Übergabe und Bekehrung kam es bei ihr noch nicht. Sie selbst hat später einmal erzählt, sie sei nach ihrer Konfirmation ein überaus fröhliches Weltkind gewesen. Singen war ihre Lust. Durch ihr heiteres, immer fröhliches Wesen gewann sie sich viele Herzen, und wo irgendwie ein Vergnügen war, da war Hanna Keßler gern gesehener Gast. Aber, so ausgelassen sie oft war, vor allen gröberen Sünden hat Gott sie gnädig bewahrt.

Vier Jahre nach der Konfirmation trat die große Veränderung in ihrem Leben ein, daß aus einem fröhlichen Weltkinde ein noch fröhlicheres Gotteskind wurde. Da kam die große Umwandlung, daß sie an nichts mehr Gefallen haben wollte, als an „ihrem Jesus“, den sie von da an geliebt hat mit inniger bräutlicher Liebe. Wie diese gründliche Bekehrung bei ihr geschehen ist, das ist hier nicht zu

berichten, aber das hat sie oft bekant, daß sie durch den treuen Pastor Sander den Anstoß bekommen hat, sich dem Heiland zu übergeben, und ihm ist sie besonders verbunden und zeitlebens dankbar gewesen.

In diese Zeit fällt eine schwere Erkrankung, von der sie wider Erwarten genas. Wir lassen sie selbst davon reden: „Ich wurde sterbenskrank, und der Herr gab Gnade, daß ich nicht nur große Freude hatte, heimzugehen, sondern auch meiner Umgebung vom Heiland zeugen konnte. Ich wartete auf meines Leibes Erlösung mit täglich wachsender Sehnsucht. Da trat eines Tages mein geistlicher Vater, Pastor Sander, in mein Zimmer mit den Worten: „Hanna, du hast noch einen langen Weg vor dir, der Herr will dich noch brauchen.“ Ich wußte, daß er recht hatte, denn in der vorhergehenden Nacht hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis, wovon Pastor Sander natürlich nichts wußte. Ich lag in großer Schwachheit auf meinem Lager und betete um ein seliges Ende. Da fiel mir das Gleichniß von den anvertrauten Pfunden ein und wurde mir sehr köstlich. Der Herr sagte mir deutlich: „Ich will dich noch auf Erden brauchen!“ Ich hatte einen schweren Kampf zu kämpfen, bis ich mich in diesen Weg gefunden hatte, aber zuletzt sagte ich Ihm: „Herr, wenn Du mich noch brauchen willst, so laß mich Dir dienen an den „gebundenen Seelen“, an den Verkommensten“.

Was war das nun ein ganz anderes Leben bei Hanna! Fröhlich war sie noch mehr als zuvor; singen wollte sie immer, und noch schallender und freudiger als zuvor. Aber die weltlichen Gesellschaften mußten nun auf die lustige Hanna verzichten, und die weltlichen Lieder blieben von ihr nun ungesungen. Sie hatte ein Besseres gefunden. Daß ihr manche darüber gram wurden und sie schalteten um ihrer Kopfhängerei willen, das kümmerte sie wenig: sie war ihrer Sache gewiß. Der guten Mutter wollte es oft ein wenig viel werden mit dem Singen. Da konnte sie wohl sagen, wenn Hanna wieder einmal mit schallendem Gesang durchs

Zimmer lief: „Aber hör' doch endlich einmal auf mit deinem Gesang!“

„Ja, aber warum denn, Mutter.“

„Ach, Hanna, die Leute hören auf der Straße deine Lieder, und du wirst sehen, du machst dir und mir noch Feinde mit deinen frommen Liedern.“

Da konnte denn Hanna ganz erstaunt antworten: „Ist das denn nicht gut, wenn die Leute die schönen Jesuslieder hören?“ Darauf wußte die Mutter nichts mehr zu antworten, und unsere Hanna sang weiter.

Sie machte überhaupt kein Hehl aus dem, was an ihrem Herzen geschehen war, sie sagte es jedem, der es hören wollte, daß Jesus sie liebe und daß sie in dieser Liebe Frieden gefunden habe; und das sagte sie den Leuten nicht aufdringlich, sondern aus der brennenden Liebe heraus, die in ihr durch Christum entzündet war. Daß es in der Fabrik nicht an Spott und Hohn fehlte, kann man sich leicht denken, aber das hat sie gerne getragen, weil sie sich so hoch begnadigt fühlte. In dieser Zeit schon hat sie ein inniges Gebetsleben geführt und hat sich daran gewöhnt, mit dem Herrn Kleines und Großes zu bereden.

Daß sie zur Fabrik gehen mußte, ihr tägliches Brot zu verdienen, hat sie später nie bereut. Sie hat in ihrem Leben viel an Fabrikmädchen gearbeitet, und da war es ihr eine Freude, daß sie die eigenartigen Nöte, die besonderen Versuchungen und Gefahren, worin diese Mädchen stehen, aus eigener Anschauung kannte. Sie pries es als eine gnädige Bewahrung Gottes, daß Er ihren Leib rein erhalten habe. Sie wußte sich allerdings auch selbst mannhaft zu wehren; nur ein Beispiel davon sei den lieben Mitschwestern unserer Hanna zur Beachtung mitgeteilt. Da steht sie einmal in der Fabrik und arbeitet. Der Meister, unter dem sie arbeitet, hat schon lange ein Auge geworfen auf die fröhliche Hanna, er hat aber noch keine günstige Gelegenheit gefunden, an sie heranzukommen. Jetzt endlich meint er, sei die günstige Stunde gekommen; er kommt

von hinten heran und will sie zärtlich umarmen; aber unsere Hanna, nicht faul, fährt herum und gibt dem enttäuschten Liebhaber eine schallende Ohrfeige, und der Meister zog sich ob solcher etwas eigentümlichen Begrüßung beschämt zurück.

Natürlich, denkt Hanna, jetzt werde ich wohl mein Bündel schnüren müssen; der Meister wird wohl sorgen, daß ich keine Arbeit mehr bekomme.

Schon denkt sie mit Sorge an die Zukunft, denn der Verdienst ist doch so bitter nötig. Da fällt ihr ein: Das darf ich auch dem Herrn sagen. Und sie sagt es dem Herrn, ernstlich und eindringlich. Und siehe da, der Herr hört ihr Bitten: der Meister ist nicht nur gründlich kuriert von seinen Liebesabsichten, sondern die spröde Hanna hat sich offenbar so bei ihm in Respekt gesetzt, daß er ernstlich bemüht ist, ihr nur gute Arbeit und reichlichen Verdienst zuzuwenden. So hat sie's in dieser frühesten Zeit ihres Gnadenstandes schon erfahren, daß „Beten kann retten aus allerlei Nöten.“

Wunderbar ging es ein anderes Mal zu, als der Herr sie auch auf ganz eigene Weise aus Gefahr und Not errettete, in die sie um seines Namens willen geriet.

Wir sagten vorhin schon, daß sie sich in ihrer übersprudelnden Christenfreude ihres Heilandes nicht schämte und sich nicht scheute, von Ihm allen zu sagen, und sie aufzufordern, doch zu Ihm zu kommen, weil man es so über die Maßen gut bei Ihm habe. An einem Abend geht sie ahnungslos über die Straße, da begegnen ihr drei „Jonges“¹, frühere Gefährten ihrer Weltfreunden, die furchtbar erboßt waren, daß die früher so lustige Hanna jetzt nicht mehr für sie zu haben war. Sie sieht von weitem: „Die hant Knöppels op dem Rüggen on die wollen mich jet donn.“² Was nun anfangen? Hanna tat, was

¹ Jungen. ² Die haben Knüppel auf dem Rücken, und die wollen mir etwas tun.

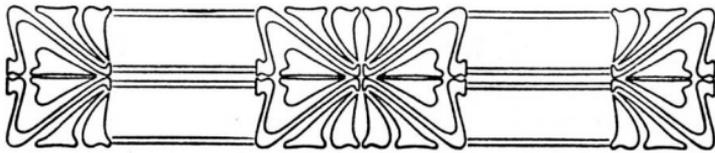
sie in ihrem jungen Gnadenstande schon oft getan und erprobt hatte. Sie schrie inbrünstig zum HErrn: „HErr, laß doch die Jungens merken, wie gut ich's bei Dir habe.“ Und der HErr hört ihr Schreien und gibt ihr getrosteten Mut. Ohne jedes Bangen geht sie auf die „Jonges“ zu und sagt: „Guten Abend, Jonges.“ „Guten Abend, Hanna!“ so klingt's zurück. Sie reicht jedem harmlos die rechte Hand, so müssen die drei wohl oder übel ihre Stöcke auf dem Rücken aus der rechten in die linke Hand tun; und der HErr hielt sie, daß sie seine Magd nicht an-tasteten durften. Die fing unterdessen mit freudigen Worten an, den drei Feinden des HErrn Jesu zuzureden, ihnen zu erzählen, wie sie es so herrlich gut habe beim Heiland, sie aufzufordern, sie möchten doch auch zu dem treuen Heiland kommen. Als sie an ihrem Heim anlangte, sagte sie ihnen wieder treuherzig „Gute Nacht!“ Und wieder mußte der Stock aus der rechten in die linke Hand wandern. Aber kaum ist Hanna drinnen im Zimmer, da muß bei den Jungens der Zorn wieder erwacht sein, auch die Scham, daß sie es nicht fertig gebracht haben, der „Betschwester“ einen gehörigen Denkfettel zu geben. Es dauert gar nicht lange, da fliegt ein Stein durchs Fenster, und wieder einer, und noch einer. Angstlich löschen die Frauen ihr Licht, voll Furcht drücken sie sich in die Ecken des Gemachs und suchen ihre Lagerstätte auf, draußen toben und brüllen die Burschen: „Hanna soll 'erut komen.“¹ Drinnen jammert die Mutter in tödlicher Angst, nur Hanna hat sich aufgerafft; sie singt und betet und sagt zum HErrn: „Kannste die dreie noch nit nehmen, HErr?“ Endlich wird's still; das Gewitter verzieht sich, und die Geängsteten dürfen sich nun ruhig dem Schlaf überlassen. Aber kaum ist eine Stunde vergangen, da wird heftig und stark geklopft. Hanna fragt: „Was gibt's denn?“ Unten ruft jemand mit dem Tone höchster Erregung in der Stimme:

¹ Hanna soll herauskommen.

„Hanna, Hanna, komm schnell, ganz schnell, der Karl wird gleich sterben, und der verlangt so nach dir.“ Erschrocken flüstert Hanna: „Der Karl? Das ist doch einer von den drei Burschen.“ Aber sie besinnt sich keinen Augenblick über das, was sie zu tun hat. Eiligst kleidet sie sich an und geht mit ins nächste Wirtshaus. Dort liegt auf einer Strohshütte der arme Karl, furchtbar zugerichtet, durch Messerschnitte verletzt und matt vom Blutverluste, fast in den letzten Zügen. Mit schwacher Stimme bittet er Hanna aufs dringendste, ihm doch zu vergeben, daß er vorgehabt habe, sie zu schlagen. Dazwischen redet er immer wieder in erschütternder Gewissensangst von seinen Sünden und fleht um Gottes Erbarmen. Hanna kniet an dem Lager des armen Verwundeten nieder und ringt mit dem HErrn um die Seele dieses unglücklichen Menschen, bezeugt ihm mit Kraft und Geist die ganze volle Wahrheit des Evangeliums. Es war ein schwerer Kampf, aber Karl ist mit des Schächers Gnade entschlafen. Wie er so zerstoßen worden war, das haben die beiden andern der drei „Jonges“, die später auch den HErrn suchten, erzählt. Kaum sei Hanna fortgewesen, da habe einer dem andern Vorwürfe gemacht, warum er nicht zuerst „draufgehauen“ habe. Da habe man zuerst seinem Ärger durch die Steinwürfe Luft gemacht, dann sei man ins Wirtshaus gegangen, habe getrunken und getrunken. Dabei wurden die Köpfe erhitzt, die Worte flogen immer heftiger herüber und hinüber, die Messer wurden gezogen, und eben jener Karl blieb als Opfer ihrer Leidenschaften auf dem Platze.

Es darf uns wohl nicht verwundern, daß Hanna durch solche bewahrende Gnade ihres Heilandes immer mehr zu Ihm hingezogen und noch inniger mit Ihm verbunden wurde.





3. Arbeitsanfänge.

Feierstunden — Arbeitsstunden. In der Sonntagsschule. Die „Kompanei“. Allerlei andere Arbeit. Im Gefängnis. Unter den Cholerafranken. Ehestand — Webestand. Wilhelm Faust. Der Segen des Hauskreuzes.

Hanna war innerlich reichlich gesegnet. Bei ihrer rasch entschlossenen, eifrig tätigen Anlage war es kein Wunder, daß sie dem HErrn gern etwas wiedergeben wollte von all dem Großen, was Er ihr aus Gnaden geschenkt hatte. Und dem, der arbeiten will, bietet sich Arbeitsgelegenheit in Hülle und Fülle. Das durfte Hanna auch erfahren.

Allerdings machte sie es nicht so, wie heute so manche, die dem HErrn dienen wollen, wie sie sagen, und die dann meinen, man müsse weggehen an andere Orte und allerlei große, ungewöhnliche Dinge vollbringen. Wie manche Jungfrau trotz ihren Eltern, die sie wohl noch nötig hätten, die Erlaubnis ab, in irgend welchen organisierten Reichsgottesdienst zu treten. Ob der HErr das gnädig und wohlgefällig ansehen kann? Ich bezweifle es. Hanna hielt sich für verpflichtet, für ihre Mutter zu sorgen. Nun war ihr Platz vom Morgen bis zum Abend am Webstuhl, und sie war eine fleißige Arbeiterin. Aber wenn dann der Abend kam, dann ging sie mit einer vertrauten Freundin, der späteren Frau Thyssen, in die Häuser hin und her und besuchte die Kranken. Und da kam sie wiederum nicht bloß mit schönen Worten, sondern sie griff an mit

fleißiger Hand. Sie wußte es, und sie hat es stets gewußt bis in ihr Alter hinein, daß man die Liebe Jesu nicht nur predigen, sondern vorleben muß, daß den Armen und Elenden und Kranken nur dann ein Wort Jesu einen Eindruck macht, wenn sie etwas von dieser Liebe zu spüren bekommen in ihrem Elend. So legte sie denn die Stuben, machte die Betten, tat Dienste der Liebe, wie und wo sie konnte; es war ihr auch nicht zu viel, bei kalter Dämmerung und Nacht am Bach zu stehen und eigene und fremde Wäsche zu waschen. Ob nicht ihr Lebensweg gerade deswegen so reichen Segen hatte, weil sie so eine gehorsame Tochter blieb bei aller Arbeit im Reiche Gottes? Solchen Trieb, andern zu dienen, hat sie schon in früher Jugend gehabt. Sie selbst erzählt: „Schon als Kind drängte es mich, den andern zu dienen und ihnen Liebe zu erweisen. Mit Eimer, Putztuch und Schrubber bewaffnet ging ich in die schmutzigsten Hütten und schickte die Leute hinaus, bis ich alles sauber gemacht hatte. Traten sie dann strahlenden Angesichts wieder hinein, oder sagten je und dann einige: „O, wat böst du got!“ — so fühlte ich mich glücklich. Ich ruhte nicht, bis mir meine Mutter für die Kranken und Elenden Suppe gab, die ich dann in ihre Hütten trug. Der Herr hatte mir diese Liebe ins Herz gegeben, seine vorlaufende Gnade arbeitete an mir.“

Eine andere Arbeit hat sie in dieser Zeit aufgenommen, wohl als eine der ersten hier im Thal, eine Arbeit, die gegenwärtig unter uns in großer Blüte und in großem Segen steht: die Sonntagschularbeit. Sie wollte gern an die Herzen der Leute herankommen, wollte ihnen von Jesus sagen und sie Ihm zuführen. Und da wußte sie als seine Beobachterin, daß der Weg zu den Elternherzen gar vielfach durch die Kinder geht. Und darum hielt sie Sonntagschule.

Im Jahre 1844 schon hat sie diese Arbeit begonnen, und zwar fing sie diese Arbeit an, weil der Herr sie ihr in den Weg und ins Gewissen legte. Die erste Sonn-

tagschule hielt sie am Arrenberg, dem Stadtteil, wo sie wohnte, als junges Mädchen in einem Zimmer. Diese Schule hat lange bestanden und ist nachher, als der Erziehungsverein die Sonntagschularbeit übernahm, eingegangen. Sie macht einmal einen weiteren Spaziergang nach Kohlfurterbrücke, einer kleinen Ortschaft an der Wupper, unterhalb von Elberfeld. Auf dem Heimweg sammelt sie eine Schar Kinder um sich und fängt an, denselben allerlei Anziehendes vom Heiland zu erzählen. Gespannt und aufmerksam hören die Kinder dem lieben Mädchen zu, das aus der Stadt gekommen ist und mit solcher Begeisterung von dem Jesus zu erzählen weiß. Eine Geschichte nach der andern erzählt sie, und immer mehr wollen die Kinder hören. Endlich muß sie aber trotz allem Drängen doch aufhören; sie muß heim, aber beim Abschied fragt sie die Kinder, ob es ihnen nicht Freude machen würde, wenn sie jeden Sonntag am Nachmittag käme und ihnen vom Heiland erzählte: „Ja, ja, ja,“ so tönt es aus vielen kleinen Kehlen, und freudig leuchten die Kindergesichter auf bei dieser Aussicht. Hanna hielt Wort, sie kam wieder. Zuerst versammelte sie die Kinder im Freien, und mit Lust wurde da gesungen, gebetet und vom Heiland erzählt. Als man nicht mehr im Freien bleiben konnte, fand sich bei einer lieben Familie H. ein Unterkommen, wo man die Hanna immer gern kommen sah mit ihren Kindern. So entstand die Sonntagschule am Greuel, einem Gehöft bei Cronenberg.

In späteren Jahren hat sie die Sonntagschule im Glendstal angefangen, von der später noch ausführlicher geredet werden soll, und noch später wurde auf ihre Veranlassung von drei Damen die Sonntagschularbeit in der Anilinstraße aufgenommen. Davon berichten wir im achten Kapitel.

Diese Sonntagschularbeit hat sie nicht allein getan. Als sie in ihrem Hause in der Riemenstraße wohnte, sammelte sie junge Kaufleute, freiwillige „Sanges“ um

sich, die in dem Häuslein in der Riemenstraße ein Heim fanden und die ihr treulich zur Hand gingen in ihren mancherlei Arbeiten. Diese jungen Leute, die zu dieser „Kompanei“ gehörten, haben aus dieser Zeit viel mehr empfangen, als sie gegeben haben. Manche von ihnen sind schon heimgegangen, ein großer Teil lebt auch noch in der Welt zerstreut; sie alle reden mit der größten Freude und Dankbarkeit von jenen gesegneten Tagen. Als sich in den letzten Jahren die „Kompanei“ zusammenfand zu einer kleinen Jubelfeier im Glendstal, da ist manches bewegliche Zeugnis laut geworden von dem Segen, den der Herr durch den Umgang mit der lieben Frau Faust geschenkt hatte. Daß die Verbindung, die man schloß, eine solche für die Ewigkeit war, davon legte auch ein Wort Zeugnis ab, das Tante Hanna kurz vor ihrem Sterben einmal gesagt: „Hier wird die Kompanei immer kleiner und im Himmel immer größer.“

Ihre Arbeit wuchs ihr unter der Hand. Die Zahl ihrer Kranken wuchs; ihren Armen mußte sie helfen, da öffnete ihr der Herr die Türen, daß sie Gaben bekam, die sie den Armen weitergab. Männer und Jünglinge sammelte sie, und wie sie in ihrem Hause an der Riemenstraße eine Mutter des Jünglingsvereins blieb, davon wird später noch zu reden sein. Jungfrauen schlossen sich durch ihre Veranlassung zusammen zum Jungfrauenverein, kurz, ihr Leben bekam damals die Signatur, die es behalten hat bis in ihr hohes Alter hinein: „Wir werden nicht müde.“

Das innige Mitgefühl mit dem Elend und der Not des Volkes führte Tante Hanna auch zu dem Hause, in dem so manche zusammenkommen, die sich haben verführen lassen von der Macht und der Kraft der Sünde, — zum Gefängnis. Sie wußte es fertig zu bringen, daß man ihr ein für alle Mal Erlaubnis gab, die Gefangenen zu besuchen. Und gerade hier, wo ihr oft die härtesten Herzen entgegentraten, wurde es offenbar, wie der Herr

sie sonderlich ausgerüsten wollte, mit den Müden zur rechten Zeit zu reden. Da war in den fünfziger Jahren eine Putzmacherin, die durch Schuld anderer Leute zum Bankerott getrieben war und dann ins Gefängnis gewandert war. Sie rast in ihrer Zelle, tobt, schreit, schilt über die entsetzliche Schlechtigkeit der Menschen; sie ist so aufgebracht, daß kein Mensch ihr nahe kommen kann mit irgend einem Trostwort. Tante Hanna kommt in den Tagen gerade ins Gefängnis, hört von der armen Putzmacherin und gibt sofort ihren Entschluß kund, sie zu besuchen. Der Aufseher rät ihr sehr ernstlich ab; die Person werde ihr ein Leid antun, wenn sie es wage, die Zelle zu betreten. Tante Hanna läßt sich nicht einschüchtern. Sie antwortet gelassen: „Ich gehe mit meinem Heiland hinein, der wird mir wohl beistehen!“ Und sie geht hinein. Als sie das Gelaß der Gefangenen betritt, fängt die Frau an, auf die entsetzlichste Weise Gott und Menschen zu lästern. Tante Hanna ist ganz starr; sie kann nichts sagen; aber wie sich in dem Herzen der Gefangenen in ihren Lästerworten der ganze Abgrund von Verbitterung und Bohn austut, da kann unsere Tante Hanna sich nicht helfen, sie muß weinen. Tränen des innigsten Mitleids laufen ihr aus den Augen. Die Person stutzt; das hat noch niemand getan, für sie geweint, und sie wird stiller und stiller. Nun kann unsere Freundin reden. Und sie redet zu dem armen, verwundeten Herzen von dem treuen Heiland, der die Sünder liebt, von dem Weg, auf dem man zu Ihm kommt. Das wirkt. Die Gefangene hört und hört — und fängt dann an zu reden, redet sich einmal alle Bitterkeit vom Herzen herunter, und das tut solchem verbitterten Menschenkind so wohl. Lange, lange dauert die Aussprache, wohl ist das darauffolgende lange Zwiegespräch ein heißer, harter Kampf zwischen Licht und Finsternis, aber Jesus geht als Sieger hervor. Am Ende geht die Gefangene an ihr Bett, zieht unter ihrer Matratze einen Strich hervor und sagt: „Nehmen Sie den Strich

mit, ich wollte mich diese Nacht damit erhängen, jetzt brauche ich ihn nicht mehr.“

Da war ein anderes Mädchen, das in Unterbarmen geboren war, und von Jugend auf unter schlechten Einflüssen der Eltern stand. Tante Hanna lernte es in dem Gefängnis kennen und ließ es von da an nicht mehr aus den Augen; sie nahm es bei sich auf, sorgte ihm für Stellung, holte es einmal persönlich aus einem öffentlichen Hause heraus, nahm es trotz aller Rücksälle immer wieder auf. Das Mädchen wurde später noch eine ordentliche Ehefrau, die ihrem Manne zum Segen wurde, und hat es zuletzt auf ihrem Sterbelager der alten Tante Hanna offen bekannt, daß sie ohne die treue Liebe der mütterlichen Freundin nimmermehr gerettet worden wäre.

Eine Zeit besonderer Arbeit, aber auch des Segens brachten für sie die Pockenepidemie und die später im Thal so schlimm hausende Cholera. Diese von allen gefürchtete Krankheit brach in Bohwinkel und Sonnborn, den Vororten Elberfelds, aus und kam dann später nach Elberfeld selbst. Das war eine ernste Gerichtszeit, wo der Würgengel durch die Massen ging und fast kein Haus verschonte. Da konnte der kleine Raum am Arrenberg, wo die schon länger eingerichtete Gebetsstunde abgehalten wurde, kaum die Beter fassen. Wie trat doch da den Leuten der Ernst der Ewigkeit vor die Augen! Männer konnten morgens gesund zur Arbeit gehen, und abends schon wurden ihre Leichen abgeholt. Da war es für unsere Hanna ausgemachte Sache, daß es um Jesu willen ihre Pflicht sei, den armen Kranken beizustehen mit treuer Pflege und ihnen namentlich auch zu dienen mit dem Wort des Lebens. In Bohwinkel und Sonnborn pflegte sie und dann wieder in Elberfeld, und wo die Männer ängstlich wichen und flohen, da blieb sie getrost. Kein Kranker war ihr zu ekelhaft, kein Krankenzimmer war ihr zu gering, überall war sie rastlos tätig im Geiste rechter Jesu Liebe. Und der Herr gab ihr in dieser Zeit besondere Kraft und Stärkung. Sie konnte

wohl zwei Nächte hintereinander wachen und schlief dann wieder eine Nacht, um hernach wieder zwei Nächte zu wachen. „Sie konnte dann,“ so schreibt ein lieber Freund, „zwiefache Speise zu sich nehmen.“ Sie selbst wurde auf ganz wunderbare Weise vor der furchtbaren Seuche bewahrt. Eines Abends allerdings ist es ihr, als ob die Krankheit ausbräche: es wird ihr übel, sie fühlt die Zuckungen, kurz, es stellen sich all die Merkmale der schrecklichen Krankheit ein. Sie muß sich legen und bezieht ihre Seele dem HErrn, redet aber auch und ringt ernstlich mit Ihm: „HErr, Du kannst mich eigentlich noch nicht wegnehmen; meine armen Kranken brauchen mich noch so nötig.“ Unterdessen pocht's an der Thür; es ist jemand da, der will die Hanna zu einem Schwerkranken rufen, der so sehnlich nach ihr verlangt. Und siehe da! sie schaut im Glauben den HErrn an, erhebt sich von ihrem Lager, geht zu dem Kranken, ist dort die ganze Nacht sehr stark in Anspruch genommen und hat gar keine Zeit, an sich zu denken, und — die Krankheit ist überwunden, kommt bei ihr nicht zum Ausbruch. Sie konnte sagen: „Im Typhus, in der Cholera, in den schwarzen Pocken habe ich Tag und Nacht gepflegt und bin bewahrt worden. Nachdem ich einmal drei Wochen lang nicht aus den Kleidern gekommen war, ging ich hinauf nach Cronenberg, legte mich schlafen und schlief 18 Stunden an einem Stück. Dann ging ich frisch und munter wieder nach Elberfeld.“

Die Kranken hatten sie so besonders lieb, weil sie gegen den Geringsten ein großes Maß von Zartheit und inniger, feiner Liebe an den Tag legte. Wenn sie die Freunde besuchte, die einen Garten und Blumen besaßen, dann vergaß sie fast nie, um einige „Blömkes“ zu bitten für ihre Kranken, und hat manchem wohlgetan, wenn sie ihm solch duftenden Gruß außs ärmliche Lager legte. Armut und Elend scheute sie nicht. Da kommt sie in ein Häuslein, wo ein Kranker wohnen soll. Er liegt in dem oberen Raum, — aber die Treppe fehlt. Flugs läßt

sie sich an einem Strick hinaufziehen und bringt den hellen Sonnenschein in das dunkle Gemach. In einer anderen Hütte findet sie ein Kindlein, ein armseliges Geschöpf, das über und über mit Beulen bedeckt ist. Sie nimmt's mit heim; die Beulen brechen auf und es zeigt sich lauter Ungeziefer. Aber sie pflegt es mit mütterlicher Treue, bis der Herr es von seinen unsäglichen Qualen erlöste.

So war's eine reiche, fröhliche Zeit bis zum Jahre 1853. Hanna saß fröhlich an ihrem Webstuhl und sang dem Heiland ihre frohen Lieder, und in den freien Stunden ging der Weg zu ihren geliebten Armen und Kranken, sie zu erquicken an Leib und Seele. Doch, wer wirken will im Reich Gottes, der muß lernen; wer arbeiten will, der muß leiden. Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen. In der Schule der Demütigung werden die Kinder des himmlischen Meisters gezogen zu lauterer innerer Herzensdemut. Hannas Schule wurde ihr Ehestand. Was sie da durchgekämpft, getragen und geweint hat, das gehört nicht an die Öffentlichkeit, aber der Herr weiß es und hat es gesehen. Wir, ihre Freunde, haben die süßen Früchte schmecken dürfen, die bei ihr aus dem Kreuz dieses Ehestandes herauswuchsen. Nur soviel sei hier aus der schweren Schule mitgeteilt, als ohnehin schon der Öffentlichkeit bekannt ist. Hanna ist in den Weg eingegangen mit dem Bewußtsein, es sei der Weg des Herrn für sie. Pastor Sander meinte ihr auch zureden zu müssen. Sie selbst glaubte, es sei des Herrn Wille, daß sie ihm an dieser „gebundenen Seele“ diene. „Ach, ich ahnte nicht,“ so erzählt sie einmal selber, „was für ein Kreuz ich mit dem Ehestand auf mich nahm. An keinem Tag war ich meines Lebens sicher, und wenn mein armer Mann in trunkenem Zustande nach Hause kam, dann wurmte es mich doch zuweilen, wenn die Leute sagten: „Die Hanna Faust sollte sich lieber ihres armen Mannes annehmen, als an anderen so viel tun.“ Er aber, der Mann selbst, kannte das Opfer, das ich ihm

brachte — Pastor Sander sagte mir, ich brauche weder nach menschlichem noch nach göttlichem Rechte bei ihm zu bleiben — und sagte oft in rührendem Tone: „Hanna, du bleibst doch bei mir?“ Ob allerdings nicht doch etwas von eigenem Weg und Willen dabei war, daß Tante Hanna diesen Weg ging, das bleibe dahingestellt. Ihre Mutter war nicht ganz dafür, wiewohl sie später das Jawort gab, als sie Hanna zur Heirat fest entschlossen sah, und wir meinen, gerade bei Eheschließungen sei der Gehorsam gegen die Eltern eine unerläßliche Vorbedingung für göttlichen Segen. Hanna hätte sich manche bittere Stunde erspart, wenn sie diesen Bund nicht geschlossen hätte. Aber als sie dann in der schweren Schule des Ehestandes drin war, da hat sie sich in derselben bewiesen als eine rechte, wahre Christin. Es hat später nicht an Versuchen gefehlt von befreundeter Seite, die sie bewegen wollten, das Eheband zu lösen, aber sie hätte das für ein „Aus der Schule laufen“ gehalten; sie wollte nun ihr Kreuz tragen, bis der Herr es ihr abnahm, und wenn sie auch bei Freunden darüber in Mißkredit kam.

Es war im Anfang der fünfziger Jahre, da kommt ihr geliebter Seelsorger Pastor Sander zu ihr und sagt ihr: „Hanna, du mußt heiraten.“ Wunderbarerweise hat sie kurz vorher einen Traum gehabt, in dem sie einen Menschen an einem Abgrund stehen sieht, der sich gar nicht mehr zu helfen weiß, und dem sie die Hand zur Rettung reicht. Wenige Tage darauf kommt ihr früherer Schulkamerad Wilhelm Faust zu ihr und bittet um ihre Hand, — und sie verlobt sich mit ihm. Wilhelm Faust war ein eigentümlicher Mann, gebunden in mancherlei Weise, namentlich immer wieder zu gewissen Zeiten an die Leidenschaft des Trinkens. Er war, das ist ihm wohl nicht abzuspüren, erweckt zur vollen Erkenntnis seiner Sünden und seiner Gebundenheit. Er war auch überzeugt davon, daß ihm allein der Heiland helfen könne, der gekommen sei, auch den vornehmsten Sünder selig zu machen. Und

doch wurde er nicht frei; es kam bei ihm nicht zu einer Lösung von seiner Gebundenheit; daß auch körperliche Zustände mitwirkten bei der Schwächung seines Willens, das ist sicher. In den Zeiten, in denen er nicht trank, war er ein liebenswürdiger, freundlicher Mann. Es war ihm eine Herzensfreude, die jungen Glieder der „Kompanei“, die Hanna auch zu dem Zweck in ihr Haus lud, ihrem armen Manne in ihrer Gemeinschaft einen Halt zu geben, auf die gastfreundlichste Art zu bewirten, wenn sie abends von ihrer Sonntagsschul- und Bibelstundenarbeit zurückkehrten ins Heim an der Riemenstraße. Und als einer der jungen Freunde schwer erkrankte und lange darniederlag, hat ihn Wilhelm Faust mit aufopfernder Treue gepflegt, bis er wieder genas.

Wie Hanna nach ihrer Verlobung in dieser Sache stand, als sie wohl mehr und mehr die wahre Art ihres Verlobten erkannte, davon gibt ein eigentümliches Erlebnis Kunde. Sie geht einmal an einem heißen Sommertag mit Körben beladen einen einsamen Waldweg entlang. Ermüdet setzt sie sich hin und schläft ein. Wieder schaut sie im Traum einen Abgrund, am Rande desselben steht ihr Bräutigam; eben ist er im Begriff, hinabzustürzen. Sie springt zu, ergreift seine Hand, reißt ihn zurück — und er ist gerettet. Später habe ihr der Herr im Herzen den Traum klar gemacht: „Du brauchst ihn nicht zu heiraten; aber wenn du ihm die Hand reichst, wirst du ihn vom Abgrunde retten“.

So wurden denn also (im Jahre 1853) die beiden von Pastor Sander getraut, und damit begann die schwere Schule. Gott schenkte dem armen Manne eine treue, ihn auf fürbittendem Herzen tragende Gehülfin, die ihm treu blieb bis zum Tode. Er fiel immer wieder in seine Sünde, und so oft er wieder zu sich kam, bereute er seinen Fall und klagte sich in der erschütterndsten Weise selbst an. Aber so oft er gebunden war, hatte seine Hanna oft bitter, bitter zu leiden. Sie bekam die schrecklichsten, empfindlichsten

Schimpfworte zu hören. Es war, als ob ein fremder, böser Geist aus ihm rede. Er selbst bekannte nachher oft, daß er in solchem Zustande gar nicht anders könne, als toben und schelten, und war ihr dann unaussprechlich dankbar für ihre ausdauernde Treue. Und ebenso bettelte er dann beim HErrn um Vergebung. Oft konnte er tagelang ausbleiben und sich im Wirtshause aufhalten. Wie oft mögen ihn wohl die Freunde mit ernstem, bittendem Wort herausgeholt haben! Wilhelm Faust hat seiner Frau manche schlaflose Nacht bereitet. Da hat sie von Angst getrieben so lange gebetet und zum HErrn geschrien, bis ihr Mann gebracht wurde. So fühlte sie sich einmal in einer Nacht morgens gegen 3 Uhr ganz besonders angetrieben, für ihren Mann zu schreien und zu flehen, und siehe da! gleich darauf bringt ihn jemand, der ihn hatte an der Wupper stehen sehen, in die er gerade hinein=springen wollte, um seinem Leben ein Ende zu machen. Gott hatte die Fürbitte der treuen Magd angesehen und hatte im letzten Augenblick noch jemand geschickt, der dies schreckliche Werk des Satans hinderte. Und was gab das äußerlich für eine Last für die arme Frau! Wenn er so im Wirtshause saß, fand er viel gute Freunde, die traktierte er in der freigebigsten Weise, und seine arme Frau mußte sich abplagen, die enormen Zechschulden, die er im Leichtsinne gemacht, wieder zu tilgen. Und sie hat wirklich die Wechsel alle eingelöst, die er im Wirtshaus und an anderen schlimmen Orten in der Trunkenheit unterzeichnet hatte. Es gibt eben leider zu allen Zeiten und an allen Orten Wirtshäuser und Wirte, die den traurigen Mut haben, sich an solchem Sündengelde zu bereichern. Frau Faust hat übrigens in dieser Zeit ihre Arbeit am Webstuhle aufgegeben und ihren Kaffeehandel angefangen, mit dem sie bis an ihr Lebensende ihren Unterhalt verdiente.

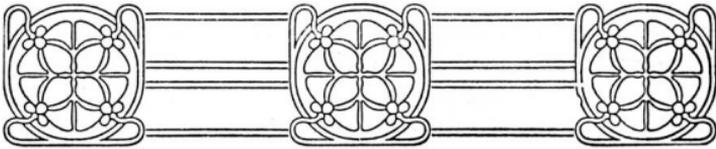
Ein Arzt hatte behauptet, Wilhelm Faust sei so beschaffen, daß er sein Leben entweder im Irrenhause oder mit Selbstmord beschließen werde. Aber Hanna ließ nicht

ab mit Gebet und Flehen, und „ihr Iſus“ hat ſich als der Stärkere erwieſen. Sie hat es immer mit beſonderer Freude bezeugt, daß er, als er im Jahre 1887 ſtarb, im Frieden des HErrn als ein begnadigter Sünder entſchlafen ſei.

Gott hat unſere Freundin durch dieſen Eheſtand ganz beſonders tüchtig gemacht zu ihrer Arbeit. Da hat ſie Blicke getan in Tiefen der Sünde, von denen ſie ſonſt nie eine Ahnung bekommen hätte; ſie hat aber auch — und das war für ihr Werk noch wichtiger — in ganz beſonderer Weiſe die Gnadendurchhülſe ihres Heilandes erfahren, von dem ſie in dieſer Kreuzesſchule ganz abhängig wurde. Zugleich hat ſie in eigener Erfahrung Verſtändnis bekommen und herzliches, inniges Mitleid gelernt mit all den unglückſeligen Haushaltungen, in denen der Satan durch die Sünde unfägliches Herzeleid anrichtet. Sie ſelbſt ſagte einmal im 31. Jahre ihres Eheſtandes: „Warum hat mich der HErr dieſen dunklen Weg geführt? Als Frau konnte ich eindringen in die verrufenſten Quartiere, wo ſich weder ein Pfarrer noch ein Poliſiſt hineinwagen konnte; ich durfte kommen. In meiner Wirkſamkeit hat mich mein Mann nie gehindert oder geſtört, und nun bin ich 31 Jahre verheiratet; in dieſer Zeit iſt mir der Heiland alles geſeſen. Ich bin glücklich und möchte mit keinem Menſchen tauſchen. Erſt in dieſen Tagen begegnete mir ein reicher Fabrikant und ſagte: „Frau Frauſt, wie glücklich ſehen Sie aus!“ „So glücklich könnt Ihr auch werden,“ war die Antwort, und dann durfte ich ihm ſagen, wie unſer Herz allein in Iſu Glück und Frieden findet.“

Lieber Leſer, iſt das nicht ſeltſam und doch ſo eine alte Wahrheit, daß die Perlen in geſalzener Blut gefunden werden, daß der HErr den Seinen Freude ſchafft aus dem Leid, daß Tante Hannas fröhliche, leuchtende Augen ihren Urſprung haben in den bitteren Zähren, die ſie im Eheſtande geweint?





4. Im Glendstal.

Wo liegt's? Wie kam's zu seinem Namen? Es wird anders. Tante Hanna denkt an ein Vereinshaus. Und sie baut's. Das Glendstal als Festplatz. An Kaisers Geburtstag. Am Ostermontag. An Himmelfahrt. Missionsfest am Pfingstmontag. Die Brockenjagung vom Tisch der Festwoche. Das Glendstal als Arbeitsplatz. Die Sonntagschule. Der Jungfrauenverein. Was Hofprediger Ohly vom Glendstal und der Seele des Glendstals zu sagen weiß.

Es wird Zeit, daß wir uns umsehen nach den beiden Stätten, die gleichsam die Stützpunkte und Hauptquartiere wurden für ihre vom Herrn so besonders gesegnete Arbeit. Ich meine das Haus im Glendstal und das Haus am Arrenberg in der Riemenstraße.

Vom Glendstal soll zuerst die Rede sein. „Aber,“ so wird mancher Leser fragen, „was ist denn das Glendstal? Was ist das denn für ein seltsamer Name?“ Wer von Köln oder Düsseldorf her nach Elberfeld kommt, der muß zwischen zwei Höhenrücken hindurchgehen, die heute beide je mit einem Turm geziert sind und die wie zwei getreue Wächter am westlichen Eingang des Tales, in dem Elberfeld sich ausdehnt, liegen: wir meinen den Riesberg und den Nützenberg. Der südlich gelegene ist der Riesberg. An seiner westlichen, der eigentlichen Stadt abgekehrten Seite nach der jetzt zu Elberfeld gehörenden Ortschaft Sonnborn zu, zieht sich ein Taleinschnitt hinunter,

der jetzt immer mehr von freundlichen Wohnhäusern bedeckt wird, früher aber, wie der ganze Riesberg, dicht bewaldet war. Da hatten sich in jenen Tagen allerlei Leute niedergelassen, die in der Stadt kein Unterkommen gefunden hatten, ein armes, zum Teil auch verkommenes und verrohtes Volk. Da waren teils Leute, die aus dem Osten unseres Vaterlandes gekommen waren, um in Knopffabriken Arbeit zu suchen, sie aber nicht fanden wegen Rückganges dieser Industrie und nun mittel- und obdachlos auf der Straße standen; da waren Besenbinder, die da oben ihrem kümmerlichen Gewerbe nachgingen, und allerlei andere Leute. Sie fragten nicht, wem da oben im Wald der Grund und Boden gehören, und niemand fragte nach ihnen; und so bauten sie sich oder gruben sich in den Boden hinein Lehmhütten, in denen sie mit ihren Kindern ein überaus ärmliches Dasein fristeten, ohne Gottes Wort und göttliche Ordnung. (Nach einem anderen Bericht sollen sich die Leute vereinigt und miteinander ein Stück Wald für 60 Taler erworben haben.) Ein Bürger Elberfelds kommt einmal im Auftrage der Stadtbehörde hinauf, um auch diesen Teil der Stadt Elberfeld in Augenschein zu nehmen und auch nachzusehen, ob da nichts an Steuern zu holen sei. Aber er kommt kopfschüttelnd nach dem Rathause zurück, berichtet von dem Elend da oben, wie da ganz und gar nichts zu holen sei, und dabei entschlüpfte ihm das Wort, daß man die Gegend doch nur das „Elendstal“ nennen könne; der Name ist geblieben, aber er hat seitdem für alle christlichen Leute des Wuppertales einen gar lieblichen Klang bekommen, denn da ist ein Ort entstanden, an dem Ströme des Segens geflossen sind, und wie das zugegangen und was unsere Tante Hanna dabei getan hat, davon sollen die nächsten Zeilen berichten.

Es muß im Anfang der sechziger Jahre gewesen sein, als Frau Faust ihre Augen nach dem Elendstal richtete und sich entschloß, den Elenden und Armen dort oben

Rat und Hilfe und vor allem das Evangelium des Friedens zu bringen.

Wie es dort oben aussah in den Hütten der Armen, hat ein liebes Mitglied der „Kompanei“ geschildert. „Um den jungen Leuten, die ihr in ihrer Sonntagschularbeit im Glendstal halfen, das Herz für die Tätigkeit unter den Ärmsten wach und weit zu machen, nahm Tante Hanna sie mit in die elenden Hütten, die vereinzelt im Walde standen. Einige starke Pfähle waren in den Boden gerammt, ungehobelte Bretter bildeten Wände und Dach. In der Mitte solch einer Hütte stand ein wackeliger Tisch mit zerbrochenem Porzellan, sowie einige alte und morsche Stühle. In einer Ecke war eine Art Bettraum hergestellt. Die Kopfseite sowie eine Seitenwand und das Fußende wurden durch die natürlichen Wände der Hütte gebildet, die zweite Seitenwand und das Fußende durch zwei hochgestellte Bretter. Auf dem nicht gebielten Boden ersetzte Laub die Federn oder die Matratze, und ein altes graues, zerrissenes Packtuch die weiße Leinwand. Dies war die Schlafstätte für Mann, Frau und einige Kinder zc.

Tante Hanna wußte, daß in diesen Hütten auch furchtbar rohe und verkommene Menschen wohnten, aber helfen wollte sie ihnen. Wie sollte sie ihnen ans Herz kommen? Lassen wir sie selbst erzählen: „Ich wußte, daß im Glendstal so verkommene Leute wohnten, die wie die Heiden dahinlebten; da hat mir der Herr keine Ruhe gelassen, ich mußte hin und sie auffuchen. Ich dachte: Steck dir ein paar Zigarren in die Tasche, und dann in Gottes Namen zu den armen Menschen! Wie ich in den Wald komme, liegen da die Männer am Boden und trinken Branntwein; kaum sehen sie mich, da springen sie auf und wollen auf mich los. Ich sage: „Laßt mich doch gehen, ich tue euch doch gar nichts!“ — „Ja, was willst du denn hier oben?“ — „Ich habe euch lieb.“ Das wollen nun die Männer nicht glauben. Da sage ich zu

ihnen: „Seht, wenn ihr mich ordentlich auf den Weg bringt, dann schenke ich euch auch Zigarren.“ Das wirkt. Und nachdem sie einige Male auf so handgreifliche Weise ihre Liebe gezeigt hat, hat sie freien Zutritt zu dem „Glendstal“.

Der Weg zu den Herzen der Eltern geht durch die Kinder. Das wußte Frau Faust, und darum fing sie auch im Glendstal ihre Arbeit mit der Sonntagsschule an, und bei dieser halfen ihr bald jene jungen Leute, von denen schon öfter die Rede gewesen ist. Ein geeignetes Lokal war in der Waldeinsamkeit nicht vorhanden. Drum wurde die Sonntagsschule einfach im Walde unter grünen Bäumen gehalten. Das war eine Lust, den armen Kindern, die noch so wenig Liebe in ihrem Leben erfahren hatten, zu erzählen von dem guten Hirten. Da glühten die Wangen und blühten die Augen vor Lust, wenn all die schönen Geschichten berichtet wurden, die unsere Hanna und ihre Freunde wußten. Da schallten die Lieder so fröhlich mit dem Zwitschern und Singen der Vöglein um die Wette, und die alten Bäume auf dem Riesberg mögen manchmal verwundert ihre Häupter geschüttelt haben über dem Lustigen, das sich da unter ihnen entfaltete.

Aber der Winter kam, und all die Sommerlust war am Ende. Doch es fand sich wieder Rat; in einer Scheune wurde Sonntagsschule gehalten, auch einmal in einem Neubau im oberen Raum, zu dem man auf einer schwankenden Leiter hinaufklettern mußte. Schließlich fand sich eine Familie, die ihre Wohnstube dazu hergab. Es ist selbstverständlich, daß die Alten aufmerksam wurden auf die Tätigkeit unserer Hanna. Zuerst gab's viel Spott und Hohn, Lachen und Höhnchen. Aber einz nach dem andern kam herzu. Bald konnten die jungen Freunde Bibelstunde halten. Tante Hanna ließ es auch nicht an leiblicher Hilfe fehlen, — kurz, es begann sich zu regen in dem so unfruchtbar scheinenden Boden. Das Wort des HERN wurde eine Macht, die das Böse immer mehr überwand.

Auch von anderer Seite wurde am Ende der sechziger Jahre im Glendstale missioniert. Der in Jünglingsvereinen unvergeßliche Bruder Janfrüchte, der jahrelang als Agent des Jünglingsbundes die Vereine landauf landab mit großem Segen besucht hat als fröhlicher Wandersmann, und der jetzt, nachdem seine Kraft verzehrt ist, die wohlverdiente Ruhe genießt, war damals vom Duisburger Diakonenhaus als Krankenpfleger in unser städtisches Krankenhaus geschickt. Nach einigen Monaten wurde er sehr kopf- und brustleidend, und der Oberarzt verordnete ihm, er solle jeden Morgen auf den Kiezberg steigen und dort einige Stunden in der frischen Luft verweilen. Als er an einem Morgen auf der Höhe des Kiezberges stand, sah er plötzlich an drei oder vier Stellen Rauch aus den Tannen und Birken aufsteigen. Er ging darauf zu und kam an eine Hütte, in der eine etwa fünfzig Jahre alte Frau wohnte. Janfrüchte bat um einen Trunk Wasser, der wurde ihm willigst gereicht. Als er dann fragte, warum sie denn hier im Gebirge wohnten, erklärte ihm die Frau, daß sie in der Stadt nirgends wohnen könnten, der hohen Miete wegen. Ihr Mann versfertige Schustergerätschaften, und eben sei er nach Oberfeld gegangen, um seine fertige Arbeit zu verkaufen. Sie hätten mehrere Kinder, von denen das jüngste die Schule am Arrenberg besuche. Als der Bruder fragte, wie es denn mit dem christlichen Leben stehe, ob sie auch den Gottesdienst noch besuchten, da kam die Antwort, daß es ihnen an Kleidern fehle, den sonntäglichen Gottesdienst zu besuchen, daß aber doch noch die Bibel gelesen werde. Als er hörte, daß noch eine ganze Anzahl Familien hier im Walde hausten, fragte er, ob denn wohl die Pfarrer in der Stadt eine Ahnung hätten von diesem Teil ihrer Gemeinde. „Das glaube ich kaum,“ meinte die Frau. Janfrüchte schied mit dem Versprechen, am anderen Morgen wiederzukommen. Und er kam, brachte Kleider und Schriften mit und fing an, in der Stille an diesen Armen zu missionieren. Er lud sie ein, den

Gottesdienst im Krankenhaus zu besuchen, ging an den Nachmittagen der Sonntage zu ihnen hinauf und hielt im kleineren Kreise Bibelsprechstunde, tat alles, was er konnte, den Leuten das Wort Gottes lieb und wert zu machen. Leider war er nur ein Jahr da. Bei seinem Weggange legte er den anderen Brüdern im Krankenhaus die Arbeit dringend ans Herz, und diese setzten sie dann noch eine Zeitlang fort.

Doch unsere Frau Faust hat die Hauptarbeit im Elendstal geleistet. Wir hörten, daß sie mit ihrer Kinder= schar in einer Stube Unterkunft gefunden hatte. Aber die Zahl der Kommenden wuchs, und der Raum wurde nach und nach zu eng. Da mußte Rat geschaffen werden, und in Hannas Herz stieg allmählich der Wunsch auf, ein eigenes Gebäude zu besitzen, wenn sie auch nur an eine Bretterbude dachte. Und sie brachte es fertig, oder sagen wir besser, der Herr schickte es ihr. Wie aber das alles zuging, das ist eine lange, wunderbare Geschichte. Wie sie die Kapelle bauen konnte, wie sie das Lappenzelt auf= richtete, wie sie eine Glocke bekam, die Leute zusammen= zuzufen, wie erst auf der einen Seite und dann auf der anderen Seite der Kapelle angebaut wurde, wie der Saal auch einen Holzboden bekam, wie dann die Arbeit in dem neuen Heime fröhlich begann, wie die Vereine da Unter= kunft fanden, von dem Freundesfest im Walde, von der Einweihung der Kapelle und dem Stiftungsfest im evan= gelischen Vereinshause, und anderes mehr, das alles hat Tante Hanna einmal in ihrer eigentümlichen Sprache, Platt mit Hochdeutsch untermengt, erzählt, und eine gute Freundin hat's niedergeschrieben, wie es nun hier folgt.¹

¹ Lesern, denen das bergische Platt zu fremd anmuten sollte, bieten wir hier die schristdeutsche Uebersetzung. Wir bemerken aber, daß die Uebersetzung, trotzdem daß sie sich ans Original möglichst anschließt, eben doch eine Abschwächung ist. Wer den ganzen Genuß des köstlichen Stückes haben will, muß sich ins Original hineinlesen, und sicherlich wird seine Mühe belohnt.

„Die Sonntagschule wurde im Freien gehalten, on emm Wenker, do seit eck för de Kenger: „Kenger, vie mötten waren, bis et Frühjahr kömmt.“ Do seit en de Kenger: „Nä, dat geht nit.“ On do seit en de Aulen, se wöhlen meck all de Zimmern geben, damit daß doch Sonntagschoal gehaulen weren könn. On weil eck gegen das Frauenreden bin, on weil do de Aulen kamen, da bat eck den HErrn, er söll meck Hölpe geben. On da gab He mich en Börgemeesterschoahn, on enn geheimen Archivratssohn, on gebildete Kooplüht. Do sind vie denn in de Hüsler gegangen; on dat woar weder tu kleng, on vie suchten uß enn gröter Lokal. Dat war bald ook tu kleng, on do wohl eck gän en Brederbude hann. Et song sich äwer nömmeß, de et umsonst maken wöllt. On do woar ming Noat groat. Do konnt eck nit mehr schlopen; on de drede Nacht um zwei Uhr, do seit de HErr för meck: „Du fängst an tu bauen.“ (Dat eß de kloare Wahrheit — manch ener glöwt dat nit.) On do seit eck: „HErr, eck hev äwer kinnen Penning.“ „Fang du an, denn Et well minnen Namen dort groß machen.“ Do seit eck weder: „HErr, willst Du deinen Namen dort groß maken,

Die Sonntagschule wurde im Freien gehalten. Im Winter sagte ich zu den Kindern: „Kinder, wir müssen warten, bis das Frühjahr kommt.“ Da sagten die Kinder: „Nein, das geht nicht.“ Und da sagten die Eltern, sie wollten mir schon ihre Zimmer geben, damit doch Sonntagschule gehalten werden könnte. Weil ich aber gegen das Frauenreden bin, und weil da nun doch die Eltern kamen, bat ich den HErrn, er solle mir Hülfe geben. Und da gab Er mir einen Bürgermeisterssohn und einen geheimen Archivratssohn und gebildete Kaufleute. Da sind wir denn in die Häuser gegangen; das war aber wieder zu klein und wir suchten uns ein größer Lokal. Das war bald auch zu klein, und nun wollte ich gern eine Bretterbude haben. Es fand sich aber niemand, der das umsonst machen wollte. Da war meine Not groß. Ich konnte nicht mehr schlafen; in der dritten Nacht um zwei Uhr sagte der HErr zu mir: „Du fängst an zu bauen.“ (Das ist die klare Wahrheit; manch einer glaubt das nicht.) Da sagte ich: „HErr, ich habe aber keinen Pfennig.“ „Fang du an, denn Ich will meinen Namen dort groß machen.“ Da sagte ich wieder: HErr, willst Du deinen Namen dort groß machen, so mußt Du meinen

so motst De minnen klang maken. Du wees, wie et met uß Menschen eß, dat vie uß gän wat ennbilden.“ On do woar et meck noch nit so secher, on do seit ek: „Dann motst Du meck äver noch wat zukommen loten, weil dat de Frau in de Stille soll wirken. Do sei ek zu zwei Sachverständigen gegangen, zwei aule Freunde N. und W., und seit ihnen: so und so, on ob se et för passend hielten, dat ek als Frau bauen söllt. Do seiten die: „Hanna, sang mer an tu bauen, vie loten deek oof nit setten.“ Do woard et meck alles kloar gezeigt, wie ek et maken söllt, (dat sind keene Blömkes, dat sind Dhatsachen) kloar wie en Buch. Do gong ek et easchte zu meinem Better Fischbach; der hatte einen Platz emm Busch, der hörte ihm. On ek seit em: „Welm, ek mot bauen, on du muß meck dänn Busch geben för en Platz dafür.“ Do seit dä: „Dat wöhl ek gän donn, äver wo wöllst de dat hen haben? Do wollen vie ens tusammen gonn.“ On do gongen vie den Rommedag en dänn Bofsch, on do seit dä: „Hanna, ek weet äver nit, ob dat noch mien hört, on do looten vie ens kiefen, wo de Masstein eß, du hier on ek do.“ Do suchten vie, on ek hat äver den Steen am earfchten, on do reep ek: Welm, do eß

klein machen. Du weißt, wie es mit uns Menschen ist, daß wir uns gern etwas einbilden.“ Weil es mir aber noch nicht so sicher war, sprach ich: „Dann mußt Du mir aber noch etwas zukommen lassen, weil doch die Frau in der Stille wirken soll.“ Dann bin ich zu zwei Sachverständigen gegangen, zwei alten Freunden N. und W. und habe zu ihnen gesagt: so und so, und ob sie es für passend hielten, daß ich als Frau baute. Da sagten die: „Hanna, sang du nur an zu bauen, wir lassen dich nicht sitzen.“ Da wurde mir alles klar gezeigt, wie ich es machen sollte, (das sind keine „Blümchen“, das sind Tatsachen), klar wie ein Buch. Da ging ich zuerst zu meinem Better Fischbach; der hatte einen Platz im Busch (Wald), der ihm gehörte. Ich sagte zu ihm: „Wilhelm, ich muß bauen, und du mußt mir den Busch geben zu einem Platz dafür.“ Darauf sagte der: „Das will ich gern tun, aber wo willst du das hinhaben? Wir wollen einmal zusammen gehen.“ Da gingen wir am Rachmittag in den Busch, und da sagte er: „Hanna, ich weiß aber nicht, ob das noch mir gehört; wir wollen einmal sehen, wo der Grenzstein ist, du hier und ich da.“ Wir suchten; ich hatte aber den

de Steen.“ Do gow dä meck de Bauplay on seit: „Hanna, do bowen eß de Steenkuhl, on da kannst de dann so völl Steine holen för dä Fundamente on oof enen Keller bauen.“ Am andern Morgen ging eck um sechs Uhr nach Bohwinkel nach Herr Greeff on brachte Koffe hen. Do woar Herr Blumhardt beim Herrn Greeff, do seit eck: „Herr Blumhardt, hant Se nit en Ringofen?“ „Jo!“ „Eck mot bauen, Herr Blumhardt.“ „D, dat eß äwer nett, do vertellen Se meck enß, wie Se dat maken wellen.“ „Jo, on do sind Se dann so gut on liefern de Ziegelsteine.“ „Jo, dat geht gut, on de Herr Greeff, de hat Fuhrwerk, de fährt se Ihnen hin.“ Am angern Morgen kam en Brief von Herrn Blumhardt: „Frau Faust, bauen Sie so massiv wie Sie wollen; die besten Ziegelsteine gebe ich Ihnen umsonst, und der Herr Greeff fährt sie Ihnen hin.“ Nu mot eck oock en Baumeister han; on do gong eck tum Herrn Bramesfeld on seit: „Herr Bramesfeld, eck mott bauen. Wellen Sie minnen Baumeister sin?“ On he seit: „Jo, för en Muhrmeister mott Se äwer selwst sorgen.“ On do gong eck tum Muhrmeister Kaufmann, on de nohm et an.

Stein zuerst und rief: „Wilhelm, da ist der Stein.“ Da gab er mir den Bauplay und sagte: „Hanna, da oben ist die Steingrube; da kannst du so viele Steine holen zu den Fundamenten und auch einen Keller bauen.“ Am andern Morgen ging ich um sechs Uhr nach Bohwinkel zum Herrn Greeff und brachte Kaffee hin. Da war Herr Blumhardt beim Herrn Greeff; da sagte ich: „Herr Blumhardt, haben Sie nicht einen Ringofen?“ „Ja!“ „Ich muß bauen, Herr Blumhardt.“ „D, das ist aber schön; da erzählen Sie mir einmal, wie Sie das machen wollen.“ „Ja, und dann sind Sie so gut und liefern die Ziegelsteine.“ „Ja, das geht gut, und der Herr Greeff hat Fuhrwerk, der fährt sie Ihnen hin.“ Am andern Morgen kam ein Brief vom Herrn Blumhardt: „Frau Faust, bauen Sie so massiv wie Sie wollen; die besten Ziegelsteine gebe ich Ihnen umsonst, und der Herr Greeff fährt sie Ihnen hin.“ Nun mußte ich auch einen Baumeister haben; ich ging zum Herrn Bramesfeld und sagte: „Herr Bramesfeld, ich muß bauen. Willen Sie mein Baumeister sein?“ Drauf sagte er: „Ja, für einen Maurermeister müssen Sie aber selbst sorgen.“ Da ging ich zum Maurermeister Kaufmann, und der nahm's an.

Do gong eck am Samstag nach Mülheim am Rhein on bestault dat Hautt biem Holzhändler Wirz. On do seit hä: „So, hä wöll dat Hautt liefern, die Baumeester söllt ämm de Maße schecken. (Eck woßt äver nit, dat eck dat all geschenkt kriegt, eck heiv et all gedonn, wie et meck gezeigt woard.) On do heet dä dat Hautt geschenkt, dat beste Hautt, wat hä hatten. Nu hatte de Herr Wirz einen Freund in Benrath, de hieß Leyhsiefer. Nu seit de Herr Wirz för dänn Herr Leyhsiefer: „Hör mal, sollen wir der Frau Faust das Holz nicht schenken?“ On do haben se meck dat Hautt geschickt, on eck kriegten keine Rechnung. Gedeckt woard de Bau mit Pappdeckeln, und die schenkten mich Herr Zimmermann, de woar oof aus Mülheim.

Nu songen se an uttoschachten. Do seit eck för de Kenger: „Kenger, vie kriegen en Hus, on dann mot oof en Grundstein gelegt wearen; on wenn de Grundstein gelegt wird, dann mötten Jett all kommen on sengen.“ On do kamen se all Sonntags angetrocken, on do songen vie: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ On en Arbeeder, de sprook en Gebet, dat de Herr uns bewahren söllt vör allem Unfall, un dat heet Hä oof

Da ging ich am Samstag nach Mülheim am Rhein und bestellte Holz beim Holzhändler Wirz. Und er sagte, ja, er wolle das Holz liefern, der Baumeister solle ihm die Maße schicken. (Ich wußte aber nicht, daß ich das alles geschenkt bekam; ich habe es alles getan, wie es mir gezeigt wurde.) Und da hat der das Holz geschickt, das beste Holz, was er hatte. Nun hatte der Herr Wirz einen Freund in Benrath, der Leyhsiefer hieß. Nun sagte der Herr Wirz zum Herrn Leyhsiefer: „Hör mal, sollen wir der Frau Faust das Holz nicht schenken?“ Und da haben sie mir das Holz geschickt, und ich bekam keine Rechnung. Gedeckt ward der Bau mit Pappe, und die schenkte mir Herr Zimmermann, der auch aus Mülheim war.

Nun sängen sie an auszuschnachten. Da sagte ich zu den Kindern: „Kinder, wir kriegen ein Haus, und dann muß auch der Grundstein gelegt werden; und wenn der Grundstein gelegt wird, dann müßt ihr alle kommen und singen.“ Und da kamen sie alle in Sonntagskleidern, und da sangen wir: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Und ein Arbeiter sprach ein Gebet, der Herr solle uns bewahren vor allem Unfall, und das hat Er auch getan. Da ging ich zum Pastor

gedonn. Do gong eck tum Paschor Rind; dem bracht eck en Büchsten. Do sollt hä meck wat renschriewen, damit wollt eck nach de Freunde gon, damit se meck da wat reinzeichneten. On do gowen meck de Herrn, de eck all kannten, on die all in de Verhältnisse waren, all fauf-untwentic Dahler. Ond die dat nit hatten, die zeichneten all N. N., on gowen so völl wie se konnten. On doa kom en Urbeeder — et war en Dampfstöcker, en aulen Freund von meck — de breiht fauf Dahler on seit: „Von dem Segen, den eck in Denkem Huus gehat hew ut Dankbarkeit.“ On do hant vie flott gebaut, on dänn drüttenten (13.) Oktober 1872, do woard et engeweiht. Eck wohl et nennen: „Sonntagschulhaus“, aber de Baumeester seit: „Nä, do seien vie Glendstaler Kapelle för.“ Zur Einweihung komen sehr viel Lüüd, on oof Herr Pastor Rind on Pastor Krafft. Nach dem feierlichen Akt gongen vie all nach de Königshöhe, und dat Weeder woar herrlich; et woar de schönste Tag vom ganzen Oktober. On do hat eck oof den Herrn Kommerzienrat Boeddinghaus on den Herrn Kommerzienrat Meckel eingeladen. On eck hat meck alles opgeschriewen, wat eck gefreegen hätt, jeden Penning, on alle Möbel on

Rind; dem brachte ich ein Büchlein. Da sollte er mir etwas hineinschreiben, damit wollte ich zu den Freunden gehen, damit sie mir da etwas einzeichneten. Und da gaben mir die Herren, die ich alle kannte, und die alle in den Verhältnissen waren, alle fünfundzwanzig Taler. Und die das nicht hatten, die zeichneten alle N. N., und gaben so viel, wie sie konnten. Und da kam ein Arbeiter — es war ein Heizer, ein alter Freund von mir — der brachte fünf Taler und sagte: „Von dem Segen, den ich in Eurem Hause gehabt habe aus Dankbarkeit.“ Und da haben wir flott gebaut, und am 13. Oktober 1872, da wurde es eingeweiht. Ich wollte es nennen: „Sonntagschulhaus“, aber der Baumeister sagte: „Nein, das nennen wir Glendstaler Kapelle.“ Zur Einweihung kamen sehr viele Leute, und auch Herr Pastor Rind und Pastor Krafft. Nach dem feierlichen Akt gingen wir alle nach der Königshöhe, und das Wetter war herrlich; es war der schönste Tag vom ganzen Oktober. Und da hatte ich auch den Herrn Kommerzienrat Boeddinghaus und den Herrn Kommerzienrat Meckel eingeladen. Und ich hatte mir alles aufgeschrieben, was ich erhalten hatte, jeden Pfennig, und alle Möbel und alles. Bänke bekam ich noch aus der Kinderlehre (Kon-

alles. Bänke kreeg eck noch ut de Kengerlehr vom sel'gen Pastor Kauschenbusch on oof ut de reformierte Kengerlehr; on en Katheder ut de Friedländersche Schule on oof en Ofen. Nu war et bald all sädig, nu fehlten mir nur noch de Häuskes. Da schickte Dr. Feldmann, ob eck nit drei Häuskes gebruken könnt. Se brauchten se nit mehr; on da war alles Notwendige da.

Et woar en düre Baugeschichte. Aber vie woaren so wied bis auf 700 Dahler, dann woar dat ganze Werk betahlt. Do gow eck dat Verzeichnis meinem aulen Freund, Herr N. aus Barmen, on seit, he söll dat vörlesen. On wie dä soog, dat dat noch 700 Dahler woaren, do seit he: „Hanna, dat eß äwer noch en groate Schauld!“ On do seit eck: „Awer eck hew en riefen Gott.“ On do seit Herr N.: „Wie wessen äwer en Kollekte haulen, dat dinnen Glauben nit tu schanden weard.“ On do gong en Teller erömm, on do komen hongert on twei on vörzig Dahler enn. Do logen oof noch twei Bettelches op, do standen ob jedem 100 Dahler von Kommerzienrat Boeddinghaus on 100 Dahler von Kommerzienrat Meckel, on do woaren dat 342 Dahler.

firmandensaal) des seligen Pastor Kauschenbusch und auch aus der reformierten Kinderlehre; und einen Katheder aus der Friedländerschen Schule und auch einen Ofen. Nun war bald alles fertig, nun fehlten mir nur noch die „Häuschen“. Da schickte Dr. Feldmann, ob ich nicht drei Häuschen gebrauchen könnte: Sie brauchten sie nicht mehr; und da war alles Notwendige da.

Es war eine teure Baugeschichte. Aber es fehlten uns nur noch 700 Taler, dann war das ganze Werk bezahlt. Da gab ich das Verzeichnis meinem alten Freund, Herrn N. aus Barmen, und sagte, er solle das vorlesen. Und als der sah, daß das noch 700 Taler waren, da sagte er: „Hanna, das ist aber noch eine große Schuld!“ Und da sagte ich: „Aber ich habe einen reichen Gott.“ Und da sagte Herr N.: „Wir wollen aber eine Kollekte halten, daß dein Glaube nicht zuschanden wird.“ Und da ging ein Teller herum, und da kamen 142 Taler ein. Da logen auch noch zwei Bettelchen drauf, da standen auf jedem 100 Taler vom Kommerzienrat Boeddinghaus und 100 Taler von Kommerzienrat Meckel, und da waren das 342 Taler.

Angeren Dag gong eck met de Zettelkes zum aulen Herr Boeddinghaus on zum aulen Herr Meckel sienem Kantor; denn dä hatten geseit: „Frau Faust, Se möten aber tum Kantor komen und dat Geld hosen.“ On wie eck do nach dem Kantor kam, on gow dat Zettelken dem Kassierer, da gukten de mich an, und gukten dat Zettelken an, on do kam en Stimme ut dat Nebenkabinet: „Richtig, richtig! ausbezahlen!“ Do gong eck mit dem Geld tum Baumeister, der woar minnen Kapitalist, on do seit eck: „Dat Geld breng eck Ihnen, on meinen Se nit, dat vie an de Seite nach Sonnborn hin Schiefeln decken föllten? Do steht dat Hus an der Windsoche, on wenn vie noch Schlagläden maken loten von dem Geld.“ On do däten vie dat. —

Und alle Frühjahr lud eck mine Freunde enn, on die brachten meck ömmer wat mit; so dat vie die Schauld in Tied von en paar Joahren afdreegen konnten. Do hatten vie äwer noch kene Glocke; on do wollten de Mann, den eck als Küster hatt — et woar en armen Mann — Deckeln nehmen on damit kloppen, weil dat de Lüt nit wußten, wie viel Uhr dat et war, wegen de Sonntags-schoal. Un do kam en utwärtigen Freund, do seit minne

Am andern Tag ging ich mit den Zettelchen zum Kontor des alten Herrn Boeddinghaus und des alten Herrn Meckel, denn die hatten gesagt: „Frau Faust, Sie müssen aber zum Kontor kommen und das Geld hosen.“ Und als ich zum Kontor kam, und gab die Zettelchen dem Kassierer, da guckte der mich an und guckte das Zettelchen an, und da kam eine Stimme aus dem Nebenkabinett: „Richtig, richtig! ausbezahlen!“ Da ging ich mit dem Geld zum Baumeister, der war mein Kapitalist, und da sagte ich: „Das Geld bringe ich Ihnen, und meinen Sie nicht, daß wir an der Seite nach Sonnborn hin Schiefeln decken sollten? Da steht das Haus an der Windseite, und wenn wir noch Schlagläden machen lassen von dem Geld.“ Und da taten wir das.

Und alle Frühjahr lud ich meine Freunde ein, und die brachten immer etwas mit, so daß wir die Schuld im Verkauf von ein paar Jahren abtragen konnten. Da hatten wir aber noch keine Glocke; und da wollte der Mann, den ich als Küster hatte, — es war ein armer Mann — Deckel nehmen und damit kloppen, weil die Leute nicht wußten, wie viel Uhr es war, wegen der Sonntagschule. Und da kam ein

Küster: „Eck hätt so gän en Paar Deckelen, mit dat ich die Lüüd könnt bineen trommeln.“ On dat rührte den Freund, on do leet dä met ens enne Glocke gießen. Do hatten de Glockengießer minnen Namen vergeeten, on wo de Glocke hinsollte. On hä schickten de Glocke an sinne Bekannte in Elberfeld on schrew dobie: „Hie eß en Glocke för et irdische Zammertal“ (anstatt Elendstal).

Nu songen vie an; vie hatten Jünglingsverein on Männerverein, Bibelstunde on Sonntagschoal, on jedes Jahr im Frühling Freundesfest auf der Königshöhe; dat Stiftungsfest am drüttehnten Oktober feierten vie im Elberfelder Vereinshaus. On da dahten meck de Fröng Raaten ablaufen, on die schenkten eck dann de Arbeeder; on wer betahlen konnte, de betahlte. Do hat eck oof rieke Lüüd eingeladen (Herr Meckel eß ömmer gekommen), so dat die Versammlung an die 700 Mann stark war. Do hätt eck gän noch en Instrument för et Elendstal gehat, weil dat in de Bibelstond gesongen woard, on da döllerten de Männer. On als eck do dat Herbstfest hatte, do woard kollektiert för et Instrument. Da es da en Fräulein bie

auswärtiger Freund; da sagte mein Küster: „Ich hätte so gerne ein Paar Deckel, damit ich die Leute könnte zusammentrommeln.“ Und das rührte den Freund, und da ließ er mit einemmal eine Glocke gießen. Da hatte der Glockengießer meinen Namen vergessen, und wo die Glocke hinsollte. Und er schickte die Glocke an seine Bekannten in Elberfeld und schrieb dazu: „Hier ist eine Glocke für das irdische Zammertal“ (anstatt Elendstal).

Nun singen wir an: wir hatten Jünglingsverein und Männerverein, Bibelstunde und Sonntagschule, und jedes Jahr im Frühling Freundesfest auf der Königshöhe; das Stiftungsfest am dreizehnten Oktober feierten wir im Elberfelder Vereinshaus. Und da kauften mir die Freunde Karten ab, und die schenkte ich dann den Arbeitern; und wer bezahlen konnte, der bezahlte. Da hatte ich auch reiche Leute eingeladen (Herr Meckel ist immer gekommen), so daß die Versammlung an die 700 Mann stark war. Da hätte ich gern noch ein Instrument für das Elendstal gehabt, weil in der Bibelstunde gesungen wurde, und da machten die Männer dummes Zeug. Und als ich das Herbstfest hatte, da wurde kollektiert für das Instrument. Da ist da ein Fräulein bei dem Fest, und das kam nach Hause und sagte, daß ich für ein

dem Fest, on datt koam nach Huus on seit, dat eck för en Instrument kollektiert hätte; et wöar äwer wohl nit völl engekomen. Do seiten der ihre Brüder, se wollten ähre Sparbüchsen gewen för en Instrument; on do schenkten die dat Instrument. Et woar von Hammerschmidt, on et woar en gutes; vie hant et noch. Et wor aber doch viel engekomen bie die Kollekte; dat konnt eck aver extra gut brufen; denn eck hat noch arg völl nötig för de Sake. On do woar de Gesangverein bie dem Stiftungsfest, on do seit der Herr Meckel: „Ich hör', Frau Faust, Sie haben auch Sängere hier; die müssen aber singen.“ Do seit eck: „Herr Meckel, wenn die singen, dann gont Zett lopen.“ On während der Tied äwer seit Herr Meckel: „Der Glendstaler Verein muß uns ein Lied vortragen.“ On do hant se gesungen: „Komm zu dem Heiland, komme noch heut,“ und dat hat sehr gut gegangen. On do woaren die op de Gallerie, on do hörten de Herren von dämm Bürgerverein dat Sengen, on komen op de Gallerie on sahen, dat da welche dertüschchen waren, die hatten dat Book verkehrt heröm, dat ongerste tu boowen. O! wat sie eck do geneckt woaren met dämm Gesangverein, die Noten hätten on verkehrt heröm sengen däten.

Instrument kollektiert hätte; es wäre aber wohl nicht viel eingekomen. Da sagten ihre Brüder, sie wollten ihre Sparbüchsen geben für ein Instrument; und da schenkten die das Instrument. Es war von Hammerschmidt, und es war ein gutes; wir haben es noch. Es war aber doch viel eingekomen bei der Kollekte; das konnte ich aber extra gebrauchen; denn ich hatte noch sehr viel nötig für die Sache. Und da war der Gesangverein bei dem Stiftungsfest, und da sagte der Herr Meckel: „Ich hör', Frau Faust, Sie haben auch Sängere hier; die müssen aber singen.“ Da sagte ich: „Herr Meckel, wenn die singen, dann geht Ihr laufen.“ Aber währenddem sagte Herr Meckel: „Der Glendstaler Verein muß uns ein Lied vortragen.“ Und da haben sie gesungen: „Komm zu dem Heiland, komm noch heut,“ und das hat sehr gut gegangen. Und da waren die auf der Gallerie, und da hörten die Herren von dem Bürgerverein das Singen, und kamen auf die Gallerie und sahen, daß da einige dazwischen waren, die hatten das Buch verkehrt herum, das unterste zu oberst. O! was bin ich da geneckt worden mit dem Gesangverein, die Noten hätten und verkehrt herum sängen.

On do heet dat ganz in der Stille sienen Fortgang im Glendstal genommen; on do ward et Frühjahr, on da hat dä Better Fischbach dem Herrn Baron von der Heydt de Königshöhe verkauft. On do maht dat Freundesfest gefiert werden, on do hatten vie kein Lokal mehr. On do gong eck tum Herrn Pastor Rind on seit: „Herr Pastor, vie möten nu in et Vereinshus gon oof mit unsern Freunden.“ On do seit de Pastor Rind: „Dat dont vie äwer nit, vie gont nit in et Vereinshus. Do gont vie in dänn Busch bei de Kapelle, on do kost Sie dänn Kaffe, und do sätten vie uf enn dänn Busch. Der Herr soll uns wall goad Weader geven!“ On do hat eck von Herrn Boeddinghaus viele Lappen, die woaren om de Presse; on nu woaren dat allerhand's Lappen; in schwatte, violettene on allerhand's Farben. Die verwahrten eck dat ganze Joahr bis Christdag, und dann waschten eck die und dat gab dann Futter in de wattierten Röcke. Nu hatt eck en groaten Verein am Arrenberg, do woren 40 Mädchen. On do dachten eck: „Du ladest die Mädchen all ein; die söllen de Lappen anneen neihen.“ Nu gow dat ja eine ganze Karre voll. Nu hatt eck do dänn Plan, eck wöll et von

Und da hat das ganz in der Stille seinen Fortgang im Glendstal genommen; und da wurde es Frühjahr, und da hat der Better Fischbach dem Herrn Baron von der Heydt die Königshöhe verkauft. Und da mußte das Freundesfest gefeiert werden, und da hatten wir kein Lokal mehr. Und da ging ich zum Herrn Pastor Rind und sagte: „Herr Pastor, wir müssen nun ins Vereinshaus gehen auch mit unsern Freunden.“ Und da sagte Pastor Rind: „Das tun wir aber nicht, wir gehen nicht in das Vereinshaus. Wir gehen in den Busch (Walz) bei der Kapelle, und da kochen Sie den Kaffee, und da setzen wir uns in den Busch. Der Herr wird uns wohl gut Wetter geben!“ Und da hatte ich von Herrn Boeddinghaus viele Lappen, die waren um die Presse; und nun waren das allerhand Lappen; in schwarzen, violetteten und allerhand Farben. Die verwahrte ich das ganze Jahr bis Christtag, und dann wusch ich die, und das gab dann Futter in die wattierten Röcke. Nun hatte ich einen großen Verein am Arrenberg, da waren 40 Mädchen. Und da dachte ich: „Du lädst die Mädchen alle ein; die sollen die Lappen aneinandernähen.“ Nun gab das ja eine ganze Karre voll. Nun hatte ich den Plan, ich wollte es von einem Baum

einem Bom an dänn angeren fast bengen; dann hett ed en Huus sädig. Do nohm ed äwer enen Schreiner met herop, dä sollte meck dat maken; on do seit dä: „Do mot ed äwer starke Böhlm hann, wo dat dran befestigt wöard.“ Do gong ed tu meinem Better, on sei: „Wilhelm, du mußt meck aber ein paar Böhlm schenken.“ Do seit dä: „Et eß gut, nömm deek en Schreiner met, on dann loot deek en paar düchdige Böhlm abhauen.“ On dat hant vie ock gedonn. Die anneengeneihten Lappen wurden nu befestigt an de Böhlm. Nu mußten vie dänn Platz äwer ock noch eben maken, und dat hant de Glendstaler Männer gedonn on hant gearbeet bis nachts um twölf Uhr. Am angeren Morgen gong ed mit minne Mädchēs herop, drogen alles in Körben herop. Nu woar et aber so dunkel, so zweifelhaft Weder. On do woar et ufß all so schwoar um et Herz. On do seit ed för de Weiter: „Got vie ens in de Steenkuhl gon, on et dem Herrn an et Herz leien, dat hä ufß nit tu schanden wearen läßt.“ On do hant vie uns mutig an et Werk gegeben, on dat Weder heet seck gehauen. Wenn sonne schwatte Wolke kom, dann kom schnell en Wind und drew dänn Regen futt. (De

an den andern fest binden; dann hatte ich ein Haus fertig. Da nahm ich aber einen Schreiner mit herauf, der sollte mir das machen; und da sagte der: „Da muß ich aber starke Bäume haben, an welchen das befestigt würde.“ Da ging ich zu meinem Better, und sagte: „Wilhelm, du mußt mir aber ein paar Bäume schenken.“ Da sagte der: „Es ist gut, nimm dir einen Schreiner mit, und dann laß dir ein paar tüchtige Bäume abhauen.“ Und das haben wir auch getan. Die aneinander-genähten Lappen wurden nun befestigt an den Bäumen. Nun mußten wir den Platz aber auch noch eben machen, und das haben die Glendstaler Männer getan und haben gearbeitet bis nachts um zwölf Uhr. Am anderen Morgen ging ich mit meinen Mädchen herauf, trugen alles in Körben herauf. Nun war es aber so dunkel, so zweifelhaft Wetter. Und da war es uns allen so schwer ums Herz. Und da sagte ich zu den Mädchen: „Laßt uns einmal in die Steingrube gehen, und es dem Herrn ans Herz legen, daß Er uns nicht zuschanden werden läßt.“ Und da haben wir uns mutig ans Werk gegeben, und das Wetter hat sich gehalten. Wenn so eine schwarze Wolke kam, dann kam schnell ein Wind und trieb den Regen fort. (Den andern Tag hörten wir, daß

angeren Dag hörten vie, dat et in Ronsdorf und Remscheid geregnet hätt'.) Es kamen nur ein paar Tropfen; et woar aber nit völl, et brukten kinnen Schirm opgemaakt tu wearen. On wenn nu de Storm kam, dann krakten usse Huus. On dä Schreiner, de et gemakt hatt, war in einer Angst, et wöar engefallen. On et woaren völl Frönde doa, beinahe 500, ook völl Paschtöarschs. On se woaren von nah und fern gekommen. On als nu de Utwärtigen koamen, da blieben se oben im Busch stonn und seiten: „Hanna, sonne Baulichkeit ist noch nie gewesen in Rheinland und Westfalen.“ On nu geng dat äwer dänn Nomedag ganz gut, on vie kamen all glücklich nach Huus. On als vie eben tu Huus woaren, do fing et an tu stürmen, dat et ganze Huus kaput gong. Nu woaren vie aber so vergnügt, dat dat Lappenhuus so lang gehaulen heet, bis dat herrliche Fest glücklich tu End war. — Am angeren Dag geng ek nach Elversfeld, on kam am Herr Boeddinghaus sienem Huus vorbeie. Do woar de Herr Boeddinghaus vor de Döahr on seit för mek: „Frau Faust, Se heet aber nit dauerhaft gebaut.“ Do seit ek för dänn Herr Boeddinghaus: „O! Herr Boeddinghaus, ek mot met miene

es in Ronsdorf und Remscheid geregnet habe.) Es kamen nur ein paar Tropfen; es war aber nicht viel, es brauchte kein Schirm aufgemacht zu werden. Und wenn nun der Sturm kam, dann krachte unser Haus. Und der Schreiner, der es gemacht hatte, war in einer Angst, es wäre eingefallen. Und es waren viele Freunde da, beinahe 500, auch viele Pastoren. Und sie waren von nah und fern gekommen. Und als nun die Auswärtigen kamen, da blieben sie oben im Busch stehen und sagten: „Hanna, so eine Baulichkeit ist noch nie gewesen in Rheinland und Westfalen.“ Und nun ging das aber den Nachmittag ganz gut, und wir kamen alle glücklich nach Haus. Und als wir eben zu Haus waren, da fing es an zu stürmen, daß das ganze Haus kaput ging. Nun waren wir aber so vergnügt, daß das Lappenhaus so lange gehalten hatte, bis das herrliche Fest glücklich zu Ende war. — Am andern Tag ging ich nach Elversfeld, und kam am Hause des Herrn Boeddinghaus vorbei. Da war der Herr Boeddinghaus vor der Tür und sagte zu mir: „Frau Faust, Sie haben aber nicht dauerhaft gebaut.“ Da sagte ich zum Herrn Boeddinghaus: „O! Herr Boeddinghaus, ich muß mit meinen Mädchen wieder ins Glendstal, wenn wir wieder ein Fest

Weiters wieder enn et Glendstal, wenn die weder en Fescht haben; on dann nähren die et weder anneen.“ On do seit de Herr Boeddinghaus: „Frau Faust, gehen Sie ens mit in et Huus.“ On als die drin woaren, do seit hä för mecht: „Frau Faust, sollen wir zwei mal zusammen bauen?“ Do seit eck: „Herr Boeddinghaus, do sie eck mit enverstangen.“ Dänn angeren Dag do scheidte he mecht schon morgens früh en Arbeiter und ließ mecht seien, he wöar dänn Nomeddag um 3 Uhr am Arrenberg mit dänn Baumeister und Zimmermeister, und dann wöllten die tusammen in et Glendstal. Nu hatt eck sonne arme Frau em Huus, „et lange Mina“, die hat eck oppgenommen. (Nu denken Sie ens, de Frau G. — et lange Mina — die woar in de Christenheit opgewachsen, die woar gedöpt on woar konfirmiert, und se woar doch en Tier, sei eck. On wat hat eck do en Freud als wat Menschliches herut koam!) On do seit eck för die: „Frau G., gonnt Sie in et Glendstal und kocht Sie Koffe, dat do, wenn die komen, en Köppfen Koffe sädig eß.“ On do gongen die tusamen, on als die op dänn Berg kamen, on Herr Boeddinghaus sog dat Huus, do seit hä: „Ne, Frau Faust, dat woar nit dauer-

haben; und dann nähren wir es wieder aneinander.“ Und da sagte der Herr Boeddinghaus: „Frau Faust, gehen Sie einmal mit ins Haus!“ Und als wir drin waren, da sagte er zu mir: „Frau Faust, sollen wir zwei mal zusammen bauen?“ Da sagte ich: „Herr Boeddinghaus, damit bin ich einverstanden.“ Den andern Tag schickte er mir schon morgens früh einen Arbeiter und ließ mir sagen, er wäre nachmittags um 3 Uhr am Arrenberg mit dem Baumeister und Zimmermeister, und dann wollten wir zusammen ins Glendstal. Nun hatte ich so eine arme Frau im Haus, „die lange Mina“, die hatte ich aufgenommen. (Nun denken Sie einmal, die Frau G. — die lange Mina — die war in der Christenheit aufgewachsen, die war getauft und war konfirmiert, und sie war doch ein Tier, sage ich. Und was hatte ich da eine Freude, als was Menschliches herauskam!) Und da sagte ich zu der: Frau G., gehen Sie ins Glendstal und kochen Sie Kaffee, daß da, wenn wir kommen, ein Täßchen Kaffee fertig ist.“ Und da gingen wir zusammen, und als wir auf den Berg kamen, und Herr Boeddinghaus sah das Haus, da sagte er: „Nein, Frau Faust, das war nicht

haft gebaut. Na, wie well Se et denn jetzt haben?" Du do seit ek: „Vooten vie erst auf et Pastorenzimmerchen gon, on do drenken vie en Köppcken Koffe, und dann spreekken vie ens drüber.“ Du do dronken vie Koffe, und da überlegten de Herr Boeddinghaus mit dämm Baumeister on fragten meck, wie ek et haben wöllt. Du do seiten ek: „Sonne Halle, dat genügten.“ Du do beschloffen se, et söll en Halle wearen, die me im Winter abnehmen on im Sommer wieder bauen könnit. Du do woar in Zeit von 14 Tagen der Bau sädig. Do seit dä Baumeister för meck: „Frau Faust, dat muß Ihnen äwer de Herr Boeddinghaus übergewen, und do mötten Se Freunde enladen, on oof Paschtwärchs.“ Do woard dat op dänn Samstag geleit, on trogdem koamen die Paschtwärchs. Du de Sonntagschoalkenger, die woaren oof da. Du do hatten de Lüd dat all so nett gemacht, Blumen on Grün; on de Herr Boeddinghaus, de kriegt en ganz groaten Waldblumenstrauß mit em Zettel drin: „Was Ihr getan habt einem der geringsten meiner Brüder, das habt Ihr mir getan.“ Do gong de Glocke, on do kamen de Kenger all mit Kränzen öm denn Kopp en Scharen tu trecken

dauerhaft gebaut. Na, wie wollen Sie es denn jetzt haben?" Und da sagte ich: „Lassen Sie uns erst aufs Pastorenzimmerchen gehen, und da trinken wir ein Täßchen Kaffee, und dann sprechen wir einmal darüber.“ Und da tranken wir Kaffee, und da überlegte der Herr Boeddinghaus mit dem Baumeister und fragten mich, wie ich es haben wollte. Und da sagte ich: „So eine Halle, die würde genügen.“ Und da beschloffen sie, es sollte eine Halle werden, die man im Winter abnehmen, und im Sommer wieder bauen könnte. Und da war in Zeit von 14 Tagen der Bau fertig. Da sagte der Baumeister zu mir: „Frau Faust, das muß Ihnen aber der Herr Boeddinghaus übergeben, und da müssen Sie Freunde einladen, und auch Pastoren.“ Da wurde das auf den Samstag gelegt, und trotzdem kamen die Pastoren. Und da hatten die Leute das alles so nett gemacht, Blumen und Grün; und der Herr Boeddinghaus, der kriegte einen ganz großen Waldblumenstrauß mit einem Zettel drin: „Was ihr getan habt einem der geringsten meiner Brüder, das habt ihr Mir getan.“ Da ging die Glocke, und da kamen die Kinder alle mit Kränzen um den Kopf in Scharen gezogen und

und trocken en de Halle. On de Herr Paschtor Rind und Krafft, die dāten reden. Nachher seit eck fōr denn Herr Boeddinghaus: „Et eß doch god, dat vie en Dach öwer'm Kopp hant.“ Aber die Freude, die währte nit lange; denn do komen von Sonnborn ut schwatte Wolken, on et woard düster. On do gong eck ut dem Huus und stault meck do hen, on sohg de schwatten Wolken, do seit eck: „Wat soll dat nu gewen, do sind all die zarte Damens, die kriegen natte Been!“ On do woard meck zugeropen: „Sei stille dem HErrn und warte auf Jhn.“ Do gong eck weder heren, on do fong et an tu regnen. Et woar äver noch kinn Pappdeckel auf dämm Dach, on do regnete et heren; et woar aber kinn Regen, et woar en Wolkenbruch. Do woarden et natt, von hoven und van ongen. Et regnete dörch de Bretter, on dat Wasser kam of van dämm Berg heraw, so dat de Lüt all op Bänke sed stellen dāten. On wie et immer schlemer woard, do flöchteten vie all in de Kapelle, die woar ja dicht. On do seit de Herr Boeddinghaus: „Herr Baumeister, hant Se alls de Rechnung utgeschrewen?“ Do seit der Baumeister: „Ne, Herr Boeddinghaus.“ Do seit de Herr Boeddinghaus:

zogen in die Halle. Und der Herr Pastor Rind und Krafft, die redeten. Nachher sagte ich zum Herrn Boeddinghaus: „Es ist doch gut, daß wir ein Dach über dem Kopf haben.“ Aber die Freude, die währte nicht lange; denn da kamen von Sonnborn aus schwarze Wolken, und es wurde düster. Und da ging ich aus dem Haus und stellte mich dahin und sah die schwarzen Wolken, da sagte ich: „Was soll das nun geben, da sind all die zarten Damen, die kriegen nasse Füße!“ Und da wurde mir zugerufen: „Sei stille dem HErrn und warte auf Jhn.“ Da ging ich wieder herein, und da fing es an zu regnen. Es war aber noch kein Pappdeckel auf dem Dach, und da regnete es herein; es war aber kein Regen, es war ein Wolkenbruch. Da wurde es naß von oben und von unten. Es regnete durch die Bretter, und das Wasser kam auch von dem Berg herab, so daß die Leute sich alle auf die Bänke stellten. Und wie es immer schlimmer wurde, da flüchteten wir alle in die Kapelle, die war ja dicht. Und da sagte der Herr Boeddinghaus: „Herr Baumeister, haben Sie schon die Rechnung ausgeschrieben?“ Da sagte der Baumeister: „Nein, Herr Boeddinghaus.“ Da sagte der Herr Boeddinghaus: „Nun, dann warten Sie auch noch damit, dem

„No, dann waren Se of noch domet, dem Huus fehlt noch völl. Dat eß noch nit prat.“ On do hat de Herr Boeddinghaus et bauen loten met enn Dach on met Fenster, so wie et jeß eß; nur de Fußboden woar noch nit do. Dat woar noch Dreck. Wie nannten döße Halle Zelte; on dat woar oof hauld weder tu kleng. Und do stong eck ens am Sonndagovend op dem Plätsken em Busch, wo jezt der neue Saal eß, on do seit eck: „Herr, dat fast de Menschen nit all mehr; et wöar doch good, wenn et noch en betschen gröter wöard.“ — Do leed meck de Frau N. N. op dämm Mäuerken sagen, sie wöllten in et Elendstal kommen. Se hätten 'ne Freundin da. On wie die kamen, do seiten de Freundin: „Ja, da könnten äwer noch en Stück dran gebaut werden.“ On eck seit: „So, dat könnt et.“ Do söhl eck de Weeke ens nach de Frau N. N. kommen. On do gong eck hen (do woar de Dame äwer noch do). On do seit die, Frau N. N. wöhl meck do noch wat anloden bauen. Do seit eck: „Dat wöar schön, eck mößt et äwer erscht dem Herrn Boeddinghaus vertellen.“ On do gong eck nom Herr Boeddinghaus, on do seit dä: „Eck lot noch en Stück dranbauen.“ Do seit

Haus fehlt noch viel. Das ist noch nicht fertig.“ Und da hat der Herr Boeddinghaus es bauen lassen mit einem Dach und mit Fenstern, so wie es jetzt ist; nur der Fußboden war noch nicht da. Das war noch Dreck. Wir nannten diese Halle „Zelte“; und das war auch bald wieder zu klein. Und da stand ich einmal am Sonntagabend auf dem Plätschen im Busch, wo jetzt der neue Saal ist, und da sagte ich: „Herr, das fast die Menschen nicht alle mehr; es wäre doch gut, wenn es noch ein wenig größer würde.“ — Da ließ mir die Frau N. N. „Auf dem Mäuerchen“ (Straße in Elberfeld) sagen, sie wollte in das Elendstal kommen. Sie hätte eine Freundin da. Und als die kamen, da sagte die Freundin: „Ja, da könnte aber noch ein Stück dran gebaut werden.“ Und ich sagte: „Ja, das könnte es.“ Da sollte ich in der Woche einmal zur Frau N. N. kommen. Und da ging ich hin (da war die Dame aber noch da). Und da sagte die, Frau N. N. wollte mir da noch etwas anbauen lassen. Da sagte ich: „Das wäre schön, aber ich müßte es erst dem Herrn Boeddinghaus erzählen.“ Und da ging ich zum Herrn Boeddinghaus, und da sagte der: „Ich laß noch ein Stück dranbauen.“ Da sagte die Frau N. N., es wäre gut, dann wollte sie mir

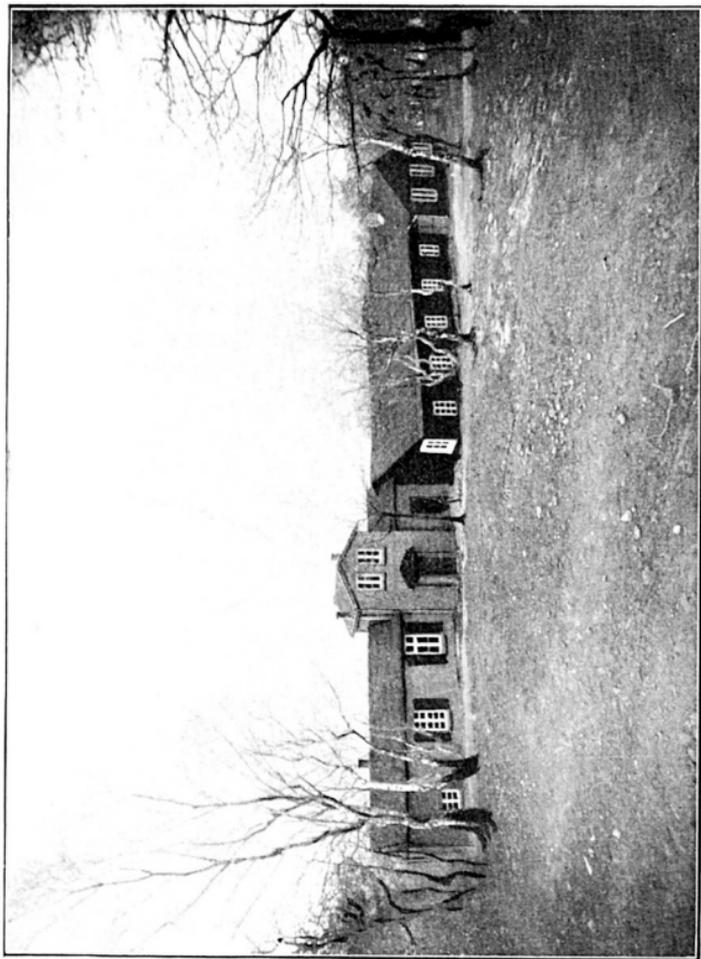
de Frau N. N., et wöar gut, dann wöhl se meck de innere Einrichtung geben. On do heet die meck 1200 Mark gegeben. On do brukten eck nie mehr tu hüren. (Eck hatten wohl noch 43 Mark för et Hüren tu betahlen, wenn die groaten Feste woaren.) On do hett se meck en Scheck gegeben, on eck wußten nit, wat en Scheck war. On do gong eck on holten meck dat Geld. On do hew eck dat all angeschafft, Desche, Bänke, Stühle, Kaffeemaschinen, Tassen, Kaffeepötte, Deschböcker on all sonne Saken. On do woar dat Geld op, on eck woar en rieke Frau, die völl Saken hatt. On do hatten vie en staats Hus, on dat eß oof immer voll Menschen gewesen, so dat manche seiten, et mößt noch gröater wearen. Eck äwer seit: „Nu eß et groat genug.“ On de Herr hätt seck dotu bekannt, wie hä meck geseit hätte: „Eck will minen Namen dort groat maken.“

Auch im plattdeutschen Liede ist die Gründung des Elendstals besungen worden, ein Zeichen dafür, wie die Arbeit von Tante Hanna einen lebendigen Widerhall fand im Herzen des Volkes.¹

Was ist doch nun heute aus dem armfeligen Elendstal geworden! Bei der Einweihung der Kapelle, bei der

die innere Einrichtung geben. Und da hat die mir 1200 Mark gegeben. Und da brauchte ich nicht mehr zu leihen. (Ich hatte wohl noch 43 Mark für das Leihen zu bezahlen, wenn die großen Feste waren.) Und da hatte sie mir einen Scheck gegeben, und ich wußte nicht, was ein Scheck war. Und da ging ich und holte mir das Geld. Und da habe ich das alles angeschafft, Tische, Bänke, Stühle, Kaffeemaschinen, Tassen, Kaffeekannen, Tischtücher und alle solche Sachen. Und da war das Geld auf (verbraucht), und ich war eine reiche Frau, die viele Sachen hatte. Und da hatten wir ein schönes Haus, und das ist auch immer voll Menschen gewesen, so daß manche sagten, es müßte noch größer werden. Ich aber sagte: „Nun ist es groß genug.“ Und der Herr hat sich dazu bekannt, wie Er mir gesagt hatte: „Ich will meinen Namen dort groß machen.“

¹ Dieses Gedicht findet sich im Anhang der ersten Auflage dieses Buches, S. 153 ff.



Im Glendstal.



nachher auf der Königshöhe Kaffee getrunken wurde, hat einer der Redner schön gesprochen von dem Weg der Christen aus dem „Glendstal“ nach der rechten „Königshöhe“. Heute ist das Glendstal in der That eine rechte Königshöhe geworden, wo der König Jesus seinen Reichthum aufzutut und immer wieder aufs neue erquickt mit den reichen Gütern seines Hauses. Die armen Lehmhütten sind verschwunden, vom Bergeshang grüßt freundlich ins Thal hinab diese schlichte, einfache Haus der lieben Tante Hanna, und wer an einem schönen Frühlingstage dem Dunst und Staub der Stadt entflieht und da hinaufsteigt und schaut oben vom gemütlichen Rednerstübchen entzückten Blickes in die Täler oder über die bewaldeten Höhen, oder stimmt unten im Saal mit den fröhlichen Scharen die schönen Lob- und Danklieder an oder lauscht dem reichlich gebotenen Gotteswort, der fühlt sich dem Himmel um ein gut Stück nähergerückt. Seit dem Jahre 1872 steht die Kapelle. Zuerst haben die Brüder vom Arrenberg und alle die anderen, die zur „Kompanei“ gehörten, in aller Stille am Worte gedient. Pastor Rind war der erste von den Pastoren des Thals, der im Glendstal diente. Heute ist keiner mehr unter uns allen, der nicht dann und wann einmal ins Glendstal käme und der nicht gerne einmal käme.

Es sind der Gelegenheiten gar viele, da man helfende, dienende Kräfte braucht. Da ist im Anfang des Jahres die große Kaisersgeburtstagsfeier. Milde Hände decken die Tische, und viele, viele werden eingeladen; sonderlich viele Männer, die sonst so wenig mehr unter den Schall des göttlichen Wortes kommen. Hierhin kommen sie und lassen sich wieder einmal das Herz warm machen, nicht bloß für ihren irdischen, sondern auch für ihren himmlischen König. Da wird am Ostermontag das große Volksfest gehalten, zu dem Tante Hanna immer mit besonderer Freude einlud. Der Lebensruf des auferstandenen Osterfürsten soll auch denen ans Herz dringen, die lange

draußen gewesen sind an den Landstraßen und an den Hecken und Zäunen. Am Himmelfahrtstage wandern von allen Seiten her liebe, traute, bekannte Gestalten. Was ist das für ein Grüßen, für eine Freude! Viele, die sich eins wissen in dem Glauben an den erhöhten Gottessohn und die Ihn als ihrem Könige dienen möchten, kommen zusammen und stärken sich am Wort. Und es wird geredet über Bibelabschnitte, die die Herrlichkeit dieses erhöhten Himmelsfürsten ins rechte Licht setzen: da ist's das eine Mal der gute Hirte, der aus Psalm 23 so freundlich lockt und ladet, das andere Mal ist's der mächtige König und Herr, der mit Psalm 45 oder Psalm 110 so mächtiglich mahnt und so inniglich tröstet. Das eine Mal mahnt Ebräer 12 zum Ausharren in Trübsal und Anfechtung; das andere Mal führt Ephezer 1 in die Weite und Tiefe dessen hinein, was Er den Seinen erworben durch seine Erlösung.

Auch sein eigenes Missionsfest hat das Elendstal neuerdings durch den rührigen Missionsfreund, unsern Pastor Niemöller, erhalten. Am Pfingstmontag strömen große, große Scharen auf die Bergeshöhe, um sich unter den grünenden Bäumen und in der schönen Frühlingspracht sagen zu lassen von dem wundersamen Frühling, der durch Gottes Geist sprossen soll in der weiten Völkerwelt.

Am Schluß der Festwoche wird im Elendstal allen denen, die durch ihren Beruf gehindert sind, den Versammlungen in der Festwoche beizuwohnen, Gelegenheit geboten, eine Nachlese zu halten, die „übrigen Brocken“ zu sammeln. Da wird Bericht erstattet von allem, was in der Festwoche die Herzen bewegt und erhoben hat.

Die Sonntagschule hat ihr Heimatrecht im Elendstal behalten. Sonntagschule wird regelmäßig droben gehalten. In den letzten fünfzehn Jahren ihres Lebens hat Frau Faust sie nicht mehr selbst gehalten, sondern einer der Zöglinge des Missionshauses. All die Sonntags-

schulen der Stadt machen ihre Sommerausflüge nach dem Glendstal, und es war rührend anzusehen, wie es die liebe Frau Faust von Herzen freute, wenn es den Kindern an ihren Tischen recht schmeckte und wenn sie sich nachher recht nach Herzenslust im Walde tummelten und an ihren Spielen erfreuten.

Ein Jungfrauenverein hat in der Kapelle seinen ständigen Sitz. Und fast alle christlichen Vereine unserer Stadt sind wenigstens einmal im Jahre oben, um irgend ein Fest zu feiern. Es würde viel zu weit führen, wollten wir ausführlich reden von allen den Gelegenheiten, bei denen Tante Hannas Haus fröhliche Gäste sah. Jeden Sonntag und manchen lieben Tag in der Woche zog sie mit ihren treuen Gehilfinnen hinauf, um Großen und Kleinen mit fröhlichem Herzen zu dienen.

Hosprediger Ohly in Berlin, der lange Jahre Seelsorger des Arrenberger Bezirks war, hat persönliche Eindrücke und Erinnerungen vom Glendstal niedergeschrieben, die wir im folgenden unverkürzt wiedergeben:

Im Glendstal.

„Wir haben heute ein Fest im Glendstal. Es wird Sie jedenfalls interessieren, einen Blick in die Tätigkeit einer schlichten Frau aus dem Volke zu werfen, die der Herr für viele Seelen in unserer Mitte reich gesegnet hat.“ Mit diesen Worten wandte sich Pastor Warner an einem schönen Juni-sonntag des Jahres 1882 an mich, da ich als junger Kandidat für einige Tage in seinem Hause gastliche Aufnahme gefunden hatte. Meine Aufgabe war, mit freundlicher Hilfe aus der lutherischen Gemeinde, die meinen Vater zu ihrem Pastor erwählt hatte, das Pastorat an der zweiten Kirche einzurichten.

Als ob ich ihn erst gestern gemacht hätte, so lebhaft steht mir der erste Besuch im Glendstal in der Erinnerung. Wie war ich überrascht, daß der Weg zu dem Tal mit dem merkwürdigen Namen durch prächtigen Laubwald immer bergan führt! Zum erstenmal empfing ich einen Eindruck von der landschaftlichen Schönheit, mit der die Umgebung der beiden Wupperstädte Esbelfeld und Barmen deren zahllose Fabriken und Schornsteine einrahmt. Völl Entzücken ließ ich von der Höhe des Riesbergs durch eine Lichtung den Blick in das bergische Land schweifen, das mir fortan Heimat sein sollte.

Nur noch eine kurze Strecke durch niedriges Buschwerk auf mäßig sich senkendem Weg, und wir sind am Ziele. Vor uns liegt auf einer Rodung des Waldes ein Haus mit zwei ungleichen Hälfen. Die eine ist wie zum Wohnen solide in zwei Stockwerken gebaut. Die andere stellt sich als ein größeres Bretterzelt dar, dessen geöffnete Fenster in eine dichtgedrängte Versammlung sehen lassen.

An der Türe begrüßt uns mit großer Herzlichkeit eine kleine rundliche Frau ausgangs der fünfziger Jahre. Jeder ihrer Bewegungen sieht man Rüstigkeit und Frische an. Sie kommt gerade aus der Küche, wo in großen Kesseln Kaffee gekocht wird. Das Angesicht ist erhitzt. Aber welche wunderbare Augen hat diese Frau! Mir ist's zu Mute, als ob sie mir auf dem Grund der Seele lesen will.

Ihr Willkommen ist mir unvergeßlich geblieben. Wie gibt sie ihrer Freude innigen Ausdruck, daß mein Vater in einigen Tagen sein Amt in der Elberfelder Gemeinde antreten wird! „Sie glauben es gar nicht, wie viel um sein Kommen gebetet worden ist. Nun wird er gewiß auch unser Glendstal lieb gewinnen. Sein Vorgänger, der teure Pastor Rind ist hier vielen zum Segen geworden. Aber auch Sie sollen uns im Glendstal stets herzlich willkommen sein.“ Dabei drückt sie mir noch einmal kräftig die Hand und sieht mich mit einem strahlend freundlichen Blicke an, daß mein Herz wie im Sturm von dieser Tabea Elberfelds erobert wird. Wir folgen ihr eine Treppe hoch in das Pastorenstübchen, dessen Fenster eine herrliche Aussicht in Wald und Flur gewähren. In Ruhe sollen wir zunächst ein Täßchen Kaffee trinken. Einen Augenblick setzt sich Frau Faust zu uns. Sie freut sich kindlich, daß das Haus wieder „pinnevoll“ ist. Einige, die trotz anfänglichen Widerstrebens doch gekommen sind, gereichen ihr zu besonderer Genugthuung. „Man muß dem Volk nur Liebe zeigen, dann läßt es sich noch immer gewinnen.“ Damit hat sie das ganze Geheimnis ihrer Wirksamkeit ausgesprochen. Aber schon treibt sie geschäftige Eile wieder von dannen. Sie ist bald hier und bald da! Für jeden hat sie ein freundliches Wort, das sich in dem unverfälschten Elberfelder Platt ganz besonders herzlich und gemüthlich anhört.

Ein Zeichen mit der kleinen Glocke, die zwischen den beiden Fenstern des Pastorenstübchens hängt und weithin gehört werden kann, ruft die sich im Walde Ergehenden zum Beginn der Ansprachen in das dichtgefüllte Zelt. Pastor Varner betritt das mit Blumen geschmückte Rednerpult. Mit welcher Meisterschaft versteht er es, in die Tiefen des Schriftwortes zu führen und aus dem Schatz einer reichen geistlichen Erfahrung mitzuteilen! Mit heiligem Gewissensernst straft er die Irrgänge des Herzens, auch die feinsten und verborgensten. In brennendem Eifer ruft er die Seelen zur lebendigen

Quelle. Und was der Glaube an dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland hat, sonderlich in Zeiten der Heimjuchung und Ansetzung — das bezeugt er mit wahrhaft hinreißender Redegevalt. Die Zuhörer hangen förmlich an seinen Lippen. Als er endet, geht durch die große Versammlung jene eigentümliche Bewegung, die ein geistgewecktes Amen zu dem gehörten Worte ist.

Frau Faust ist während der Ansprache leise aus- und eingegangen. Später hat sie es mir einmal in einer vertrauten Stunde gesagt, daß es sie gerade in den Momenten, wo unter der Verkündigung des Wortes der Kampf um die Seelen anhebt; in die Stille des Gebetskammerleins treibe, um hier gleich einem betenden und fürbittenden Mose um Segen und Sieg anzuhalten.

Es folgen noch einige Ansprachen von Pastoren, die mit mancherlei Gaben und in einem Geiste die Arbeit im Elendstale treulich unterstützen. Da ist der innige Hoernemann von der reformierten Gemeinde, der gesalbte Reviant von der Freien Gemeinde, der entschiedene Conrad von der Cronenberger Gemeinde. Es ist fürwahr eine reiche geistliche Tafel, wozu die allen Ständen angehörenden Zuhörer geladen sind. Und das Ganze regiert ein Geist christlicher Gemeinschaft, wie ich ihn in solcher Stärke bis dahin noch in keiner Versammlung kennen gelernt habe.

Kein Wunder, daß sich mir dieser erste Besuch im Elendstal unauslöschlich tief in die Seele geprägt hat. Mit dankbar bewegtem Herzen stimme ich in die Lieder ein, die auf dem Heimweg unter strahlendem Sternenhimmel von den Elendstalspilgern angestimmt werden. Am kräftigsten aber klingt durch den dunklen Wald Terstegen's: „Ich bete an die Macht der Liebe.“



Frau Faust hat recht gehabt. Meinem Vater ist das Elendstal sehr lieb und teuer geworden. Seine erste Ansprache hält er dort über Markus 1, 15 vor einer Versammlung, die zum größten Teil aus Arbeitern der Elberfelder Farbwerke und ihren Angehörigen besteht.

„Es sind auch Demokraten darunter, schlimme Geister, die nur von ihren Frauen überredet worden sind, einmal mitzukommen,“ hat ihm „Tante Hanna“ vorher gesagt. Wie nun mein Vater mit der ihm eigenen Kraft und Wärme die Notwendigkeit einer Sinnesänderung und die Seligkeit des Glaubens bezeugt, wie er in sein Wort die Erzählung persönlicher Erfahrungen, namentlich aus dem Kriege 1870/71 einslicht, malt sich auf den Gesichtern die gespannteste Aufmerksamkeit. Frau Faust geht still durch die Reihen. In ihren Augen steht zu lesen, daß ihre Seele innerlich arbeitet, ob nicht der eine oder andere, von dem Worte getroffen, eine Beute des Heilandes

werden möchte. Zu ihren Arrenberger Freunden aber sagt sie nach der Ansprache mit wahrhaft glücklichem Gesicht: „Gott sei Dank“, daß wir für unseren unvergeßlichen Rind einen solchen Ersatz gefunden haben.“

Im Pastorenstübchen fragt am Schlusse der Versammlung mein Vater nach der Geschichte des Glendstals. Mit schlichten Worten, denen jeder Selbsttruhm fern bleibt und die in ungeheuchelter Demut nur die Treue des Herrn preisen, erzählt sie hierauf etwa folgendes:

„Früher war hier im Busch eine schreckliche Gegend. Alle möglichen Roheiten wurden verübt. Des Abends getraute sich kaum jemand durch den Riesberg zu gehen. Da war der Name „Glendstäl“ so recht am Plage. Denn das Glend der Sünde konnte man hier mit Händen greifen. Soll es aber irgendwo besser werden, so muß es bei dem jungen Volk anfangen. Im Jahre 1868 sammelten wir die Kinder dieser Gegend zuerst in einer Sonntagschule. Sie wurde während des Sommers im Freien abgehalten. Oft mußten wir vor dem Regen flüchten. Mit der rauhen Jahreszeit hörte die Sonntagschule auf. Später hielt Pastor Rind, der mir immer treu zur Seite gestanden hat, hie und da einmal eine Bibelstunde im Freien. Das gefiel den Leuten, die hier im Busch wohnten, so, daß uns in einem Hause ein Zimmer eingeräumt wurde, damit Sonntagschule und Bibelstunde auch während des Winters abgehalten werden könnten. Es dauerte gar nicht lange, da war der Raum zu klein. Aber woher sollten wir einen größeren bekommen, wenn wir uns nicht selbst zum Bauen entschließen wollten? Ich trug die Sache dem Herrn im Gebet vor und sagte Ihm, daß es sich um seine Ehre handele. Er gab mir Freude zu dem Werk und ließ mich erfahren, wie treu Er die Wege ebnet. Ein Stück Land wurde mir geschenkt, von anderer Seite erhielt ich Ziegel zum Bau, ein dritter stiftete das Holz, so daß wir in fröhlicher Zuversicht im Frühjahr 1872 den Grundstein zu diesem Hause, der sogenannten Kapelle, legen konnten. Schon am 13. Oktober desselben Jahres durften wir den Neubau einweihen. Pastor Rind hielt die Weihrede und betonte in ihr, daß dieses Haus mithelfen solle, Menschen zur Erkenntnis ihres Sündenelends und zum Glauben an den Sündenheiland zu führen. Die Nachfeier fand im Lokal der benachbarten Königshöhe statt, wo überhaupt die größeren Versammlungen abgehalten wurden. Es war ein herrlicher Tag, dieser 13. Oktober 1872. Der Herr hatte ihn uns geweiht. Mein Herz mußte nur immer loben und danken. Da ging die Königshöhe in andere Hände über, und wir konnten unsere stark besuchten Volksfeste und namentlich die alljährliche Zusammenkunft aller treuen Freunde und Freundinnen unserer Arbeit nicht mehr dort halten. Etsliche meinten, nun sollten wir mit den größeren Versammlungen in das Vereinshaus der Stadt gehen. Aber mit Recht

machte Pastor Rind geltend, daß dann das Glendstal zu kurz käme. So mußten wir denn hier Rat schaffen. Zunächst wurde an die Kapelle ein Zelt angelehnt, das gegen die Witterung durch graues Leintuch geschützt sein sollte. Mühsam hatten wir 600 Ellen aneinandergenäht. Es kam unsere erste Versammlung. Sie war von über 600 Menschen besucht. Alles gieng gut, bis gegen Abend ein Gewitter losbrach, dem unser Zelttuch nicht standhalten konnte. Die Leute wurden gründlich naß. Aber auch das war vom HErrn so gefügt. Als der Herr Kommerzienrat Voeddinghaus von unserem Unglück hörte, erklärte er sich sofort bereit, seinen früheren reichen Gaben für die Kapelle auch noch den Bau eines Zeltes mit festen Bretterwänden hinzuzufügen. Der Fußboden in diesem soliden Bretterzelt bestand zunächst aus Lehm, die Tische und Bänke waren aus rohen Pfählen und Brettern hergestellt. Einige Jahre später wurde dem Raum durch Anlage eines Holzfußbodens und Beschaffung transportirbarer Bänke und Tische seine gegenwärtige Gestalt gegeben. Daß das Zelt schon wieder zu klein geworden ist, haben Sie ja heute selbst gesehen, über kurz oder lang müssen wir an eine Vergrößerung denken. Doch dafür lasse ich den treuen HErrn sorgen. Nicht umsonst singen wir hier im Glendstal so gern das Lied: „Die Sach ist Dein, HErr Jesu Christ, die Sach, an der wir steh'n.“

Auf eine Frage nach der sonntäglichen Benutzung der Räumlichkeiten erwidert Frau Faust: „Nach Tisch fangen wir mit der Sonntagschule an. Ich habe einige Helfer und Helferinnen, die sich auch durch Wind und Wetter nicht abhalten lassen, jeden Sonntag hierher zu kommen. Die Leitung hat ein Jüngling des Missionshauses. Ich selbst sehe nur überall zum Rechten. Gott bewahre mich davor, daß ich je in meiner Arbeit die Grenze überschreite, die in Gottes Wort den Frauen gezogen ist! Ich halte es mit dem Apostel Paulus, der gesagt hat: „Das Weib schweige in der Gemeinde.“ Der Missionsjüngling leitet auch den Jungfrauenverein, der sich nach der Sonntagschule versammelt. Da werden schöne Lieder eingeübt, und den Schluß macht eine Bibelstunde, an der auch die Leute aus der Umgebung teilnehmen. Mit reichem Segen hat sich der HErr zu unserer Arbeit bekannt. Das Glendstal ist wie umgewandelt. In stockfinsterner Nacht gehe ich durch den Busch, und niemand tut mir etwas. Schon manche Seele hat mir bekannt, daß sie im Glendstal ihren Heiland gefunden habe. O, es gibt nichts Seligeres — schließt sie mit strahlendem Aufseuchten ihres ganzen Gesichtes — als für Jesum zu arbeiten. Er ist es wert, daß man Ihn ehrt und sich in seinem Dienst verzehrt.“

„Eine selten begnadigte Frau“ — sagt mein Vater auf dem Heimweg zu mir. „Aber das schönste und beste an ihr ist doch ihre lautere Demut.“

*

*

*

Jahre sind vergangen. Schon lange ist mein Vater dem Glendstäl dieser Welt entrückt. Ich darf sein Nachfolger im Amte sein. Und neben mir steht als treue Gefährtin des Lebens und Gehilfin der Arbeit eine frühere Sonntagsschulhelferin der lieben Tante Hanna. Im Glendstäl haben wir uns gefunden. Darum machen wir auch keinen Weg so gern wie den ins Glendstäl. Frau Faust ist unsere vertraute mütterliche Freundin. Wie sie an allem, was uns betrifft, den innigsten Anteil, fürbittenden Anteil nimmt, so bringen wir ihr und ihrer von Jahr zu Jahr reicher gesegneten Arbeit das wärmste Herzensinteresse entgegen. Schon kann ich es nicht mehr zählen, wie oft ich bei den verschiedensten Gelegenheiten im Glendstäl habe weilen und wirken dürfen. Denn im Laufe der Zeit ist es bei zahlreichen christlichen Vereinigungen der beiden Wupperstädte und ihrer näheren Umgebung, allen voran dem von Frau Faust mütterlich gepflegten Männer- und Jünglingsverein am Arrenberg, Sitte geworden, einmal wenigstens im Jahre im Glendstäl zu feiern. Tante Hanna schreibt sämtliche Anmeldungen in ihr Lofungsbüchlein ein. Und so oft sie mich zu einer Ansprache bittet, hält sie darauf, daß ich eine entsprechende Notiz in meinen Amtskalender mache. Erst wenn es im „Büskén“ steht, ist sie beruhigt. Die geplante Vergrößerung des Zeltes ist erfolgt. Nun können 900—1000 Menschen in allen Räumen Platz finden. Und doch wie oft sind sie überfüllt! Zu einem Feste für die Ärmsten erhält Frau Faust in jedem Jahre von ihrem reichen Freunde in der Königstraße die Mittel. Dann hat sie lauter „Ehrgänge“ und ist rührend besorgt, daß die Männer nach dem „Kaffeetrinken“ auch die gestiftete Zigarre bekommen.

Auf dem Freundesfest am Himmelfahrtstage ruht ein besonderer Segen. In fortlaufender Betrachtung wird ein Schriftabschnitt ausgelegt. In der stattlichen Versammlung sind viele geförderte Christen, zum Teil aus den vornehmsten Kreisen der Stadt. Der Redende fühlt sich von ihrer Fürbitte getragen. Darum wird er nicht selten über sich hinausgehoben. Er selbst sieht den geöffneten Himmel und darf ihn andern zeigen. So stehen mir noch in der gesegnetsten Erinnerung die Betrachtungen über Psalm 110 und 1. Korinther 13.

Daß auch die Wuppertaler Festwoche dem Glendstäl zu gute kommt, ist auf eine Anregung und Einrichtung meines seligen Vaters zurückzuführen. Frau Faust hält treulich fest daran. Weiß sie doch, wie viele der regelmäßigen Besucher des Glendstales durch ihre Arbeit gehindert sind, an den Festen und Versammlungen dieser gesegneten Woche teilzunehmen. Ihnen wird daher an dem Sonntag nachher ein Überblick über die wichtigsten Darbietungen der Festwoche geboten. In der Regel ergreifen auch fremde Gäste das Wort und reden zu den Volksmassen, die sich bei gutem Wetter malerisch vor der Kapelle in den Wald hinein gruppiert haben. Bei dieser Ge-

legenheit fehlen auch die Kandidaten nicht, die aus Württemberg oder aus der Reichshauptstadt zu ihrer Instruktion gekommen sind. Manchem von ihnen ist es bereits in der Heimat bringend ans Herz gelegt worden, doch ja nicht den Besuch des Glendstales zu versäumen. Von etlichen dieser jungen Herren weiß ich, daß ihnen die schlichte Frau Faust mit ihrer völligen Hingabe an den Dienst des HErrn einen entscheidenden Eindruck fürs Leben gegeben hat.

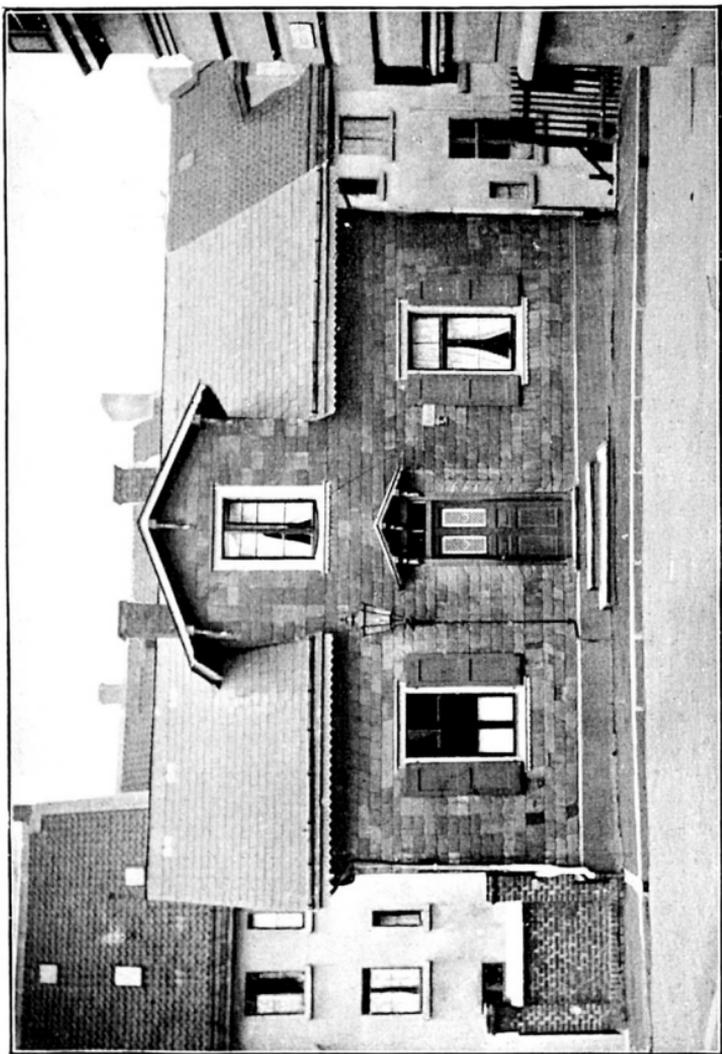
Vor einigen Tagen im Sommer hat unsere im übrigen so mutige und tapfere Tante Hanna eine gewisse Angst. Das sind die Tage, wo die großen Sonntagsschulen Elberfelds ihren Ausflug ins Glendstäl machen. Ja, wenn das Wetter schön ist und die Kinder nach ihrer leiblichen Erquickung, die keine geringe Arbeit macht, im Busche spielen können — dann geht es gut. Aber es kann auch so kommen, wie an jenem 9. Juli 1899, als ich zum letztenmal die Sonntagsschule in der Trinitatiskirche ins Glendstäl begleitete. Schon auf dem Weg überraschte uns der Regen. In eiliger Flucht suchten die 800 Kinder, denen sich auch noch zahlreiche Angehörige angeschlossen haben, das schützende Dach des Glendstales zu erreichen. Kaum sind wir im Trocknen, da bricht ein furchtbares Gewitter los. Unaufhörlich zucken die Blitze, und ein Wolkenbruch geht hernieder. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht, der Blitz habe in der Kapelle eingeschlagen und es brenne bereits. Die nun erfolgende Panik spottet aller Beschreibung. Die Erwachsenen sind noch aufgeregter als die Kinder. Trotz Abmahnens stürzen einige in das furchtbare Wetter hinaus. Alle Bemühungen Ruhe herzustellen, sind vergeblich. Auch der Versuch ein Lied anzustimmen, scheidet. Mütter fordern von mir ihre Kinder, Kinder rufen nach ihren Eltern. Ich habe mich in meinem ganzen Leben kaum je in einer so fürchterlichen Situation befunden. Da kommt Frau Faust. Sie hat sich einen Weg zu mir gebahnt. Auch in ihr arbeitet eine gewaltige Erregung. Aber sie findet doch das rechte Wort. „Wir müssen uns innerlich am Beten halten. Der HErr ist treu.“ Und als ob sich der HErr zu seiner Magd bekennen wollte, läßt das Ungestüm des Wetters nach, und die Aufregung macht einer kleinen Beruhigung Platz. Nun können wir singen, ein Lied nach dem andern, und dem HErrn für seine gnädige Errettung danken. Ist auch des Fragens und Forschens nach dem Verbleib der einzelnen Kinder noch viel — am Ende stellt sich doch heraus, daß keins der geliebten Häupter fehlt.

Soll ich noch von dem letzten Besuch erzählen, den ich als Elberfelder Pastor im Glendstäl gemacht habe? Ich fürchte, daß mich dann die innere Bewegung noch einmal übermannt. Denn niemand hat es mir so schwer gemacht, dem Rufe des Königs nach Berlin zu folgen wie gerade Frau Faust. Wohl hat sie volles Verständnis für meine Entschliebung gehabt und sie auch wohl anderen
Tante Hanna.

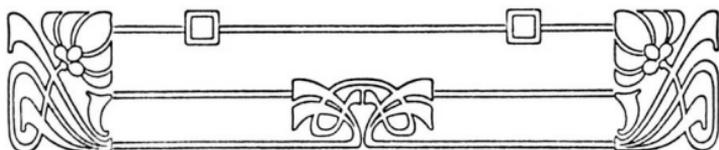
gegenüber verteidigt. Aber sie machte kein Hehl daraus, wie traurig ihr Herz sei, und ich wußte nur zu gut, wieviel ich in dem beständigen Verkehr mit dieser begnadigten Frau an innerer Förderung gehabt hatte und in Zukunft vermissen mußte.

Meine Abschiedsrede im Elendstal ist gehalten. Nur mühsam bin ich stark geblieben. Aber im Pastorenstübchen bekommt die Nührung für einen Augenblick Herrschaft über mich. Frau Faust ist auch tief bewegt. Sie begleitet mich noch ein wenig auf dem Heimweg. Dann drückt sie mir innig die Hand und sagt mit jenem oft beobachteten wunderbaren Glanz im Auge: „In Jesu bleiben wir vereint — hier im Elendstal, dort im Himmelsaal.“





Kaus an der Riemenstraße.



5. Im Hause an der Riemenstraße.

Klein, aber mein und — rein. Der Schauplatz des Hauskreuzes. Tante Hannas Wohnhaus ein Gotteshaus. Die Bibelstunde. Die Gebetsstunde. Der Jünglingsverein, und Tante Hanna seine Mutter. Die Bibelsprechstunden. Die Versammlungen für Frauen und Jungfrauen. Die Besuche am Samstag abend. Gäste aus Schwaben, aus Berlin, von überall.

Da steht das Häuslein, wo sie gelebt und gearbeitet, von dem aus sie täglich ausgezogen zu ihren Gängen, in dem sie viel geweint und gestritten, von dem aus sie auch hingezogen ist zur letzten Ruhe. Da steht vor unsern Augen in seiner ganzen Einfachheit und Schlichtheit ein echtes bergisches Häuslein mit Schieferbelag und grünen Läden, es erinnert noch an die früheren Zeiten. Heute steht es zwischen hohen Mietshäusern und kommt einem vor wie ein Überbleibsel aus alter Zeit. Ich habe manche Schlösser gesehen mit viel Prunk und Herrlichkeit, viel hohe Dome mit hochragenden Türmen und prächtigen Säulen, manches vornehme Haus mit viel Pracht und Bequemlichkeit, aber selten ein Haus, in dem sich so gemütlich rasten läßt, in dem einem so heimatisch zu Mute wird, selten auch ein Haus, in dem so viel Reichsgottes- und Gebetsarbeit getan worden ist in aller Stille, wie dieses schlichte Häuschen.

Wenn man hineintritt, liegt links gleich an der Haustüre die einfache Küche, in der man gewöhnlich von der freundlichen Hauswirtin begrüßt wurde. Wie fehlt sie uns heute allen, wenn wir das Häuslein betreten! Geradeaus, gerade der Haustür gegenüber, liegen zwei größere Zimmer, beide miteinander verbunden und so einen Raum bildend

für Bibelstunde und Vereinsabende. Rechts von der Haustür, der Küche gegenüber, liegt ein kleines Zimmer, das im Notfall auch zu jenem größeren Raume zugezogen werden konnte und in der Woche als Aufbewahrungsort für ihre Armensachen diente. Oben enthält das Haus einige Dachkammern, unter anderem auch Tante Hannas einfaches, fast ärmliches Schlafgemach.

Wir wollen versuchen, uns nur in aller Kürze ein Bild zu machen von alledem, was in diesem Hause aus- und einging. Hier hat sie ihren schweren Haus- und Ehestand durchlebt; hier hat sie auch immer wieder Arme und Verkommene, namentlich arme Kinder aufgenommen, die bei ihr eine Heimat fanden und sie als Mutter ansahen. Hierkehrten Reiche und Arme gerne ein. Ein „Bethel“, ein Haus Gottes wurde dies Haus bei der Beerdigung der Frau Faust genannt, „ein Haus Gottes, wo die Himmelsleiter stand, auf der Bitte, Gebet und Fürbitte als Engel hinaufstiegen und Gottes Erhörung herniederkam.“ Und das war es gewiß.

Tante Hanna hat ihr Haus zu einer Stätte gemacht, wo Gottes Wort reichlich verkündigt wurde. Da wurde in alter Zeit schon eine Bibelstunde eingerichtet — Pastor Feldner hat sie unseres Wissens zuerst gehalten —, die heute noch besteht und in jetziger Zeit von einem Pfarrer der evangelisch-lutherischen Gemeinde, einem Pfarrer der reformierten Gemeinde und dem Prediger der Freien Gemeinde gehalten wird.

Aus alter Zeit her stammt auch die Gebetsstunde, die bis heute gehalten wird. Es ist allerdings ein kleiner Kreis, der heute zum Gebet zusammenkommt, aber es ist ein Segen darin. Es gab Zeiten, wo diese Gebetsstunden so überfüllt waren, daß der Raum zu klein wurde, so namentlich zur Zeit der Cholera. Es ist eben bedauerlich, daß die meisten Christen erst Notzeiten brauchen, ehe sie fleißig und nüchtern werden zum Gebet.

Der Jünglingsverein, der im Jahre 1873 nach

Erbauung der Kapelle im Glendstal entstand, hat seine Heimstätte schließlich im Hause an der Riemenstraße gefunden. Und was für ein gemütliches Heim! Es war rührend, wie Tante Hanna für ihre Jungen besorgt war, daß ihnen gar nichts abging, wie sie auch weitherzig genug war, den jungen Leuten allerlei Freude und Kurzweil zu gönnen, wie es ihr aber auch ein Hauptanliegen war und blieb, daß sie möchten den Herrn Jesum finden und lieben lernen. Allerdings ist dieser Arrenberger Verein kein Verein in modernem Sinn gewesen, der eine weit ausgedehnte Mission unter den jungen Männern getrieben hätte, und der die Seile seines Zeltes weit gespannt hätte, — mehr eine Gemeinschaft, die alle sammelte, die noch einen Sinn hatten fürs Göttliche und Himmlische, zu Jesu Christo und seinem Reich.

Lebendig und anschaulich tritt uns Tante Hannas Tätigkeit im Jünglingsverein entgegen in der Schilderung, die uns Rektor Leite in Elberfeld gegeben hat:

Das Thema: „Tante Hanna im Jünglingsverein“ muß in ihrem Lebensbilde ein bescheidenes Plätzchen haben. Denn neben den Sonntagschülern, Jungfrauen und Männern fanden auch Jünglinge in dem Hause an der Riemenstraße eine freundliche Heimstätte. Das Häuslein der Frau Faust war überhaupt der Mittel- und Querschnitt des geistlichen Lebens am Arrenberg. Schon seine Lage war dazu wie geschaffen.

Es sind mehr als zwanzig Jahre her, als ich zum erstenmal über die Schwelle des Häuschens trat. Ich war auf der Wohnungssuche. Gute Freunde hatten mich an Frau Faust gewiesen. „Die weiß in allen Sachen Rat.“ Und so war's. Natürlich legte man mir bei meiner Übersiedelung an den Arrenberg sofort liebevolle Angeln. Tante Hanna meinte treuherzig: „Dat es ewwer nett, use Jünglingsvereeren brukt jerad en Dirigent.“¹ So wurde

¹ Daß ist aber nett, unser Jünglingsverein braucht gerade einen Dirigenten.

ich Leiter des Gesangchors dieses Jünglings- und Männervereins. In Wälde fand sich noch manches dazu: Schriftführeramts, Jahresberichterstattung, Rechen- und Schreibübungsstunde. Sieben Jahre lang bin ich so in dem bescheidenen Häuslein der Tante Hanna wöchentlich wenigstens einmal regelmäßig ein- und ausgegangen. Frau Faust erfreute sich in den achtziger Jahren noch großer Müdigkeit. Ihre Schultern trugen manche Last — vor allem ein schweres Hauskreuz. Aber wer's nicht wußte, merkte nichts davon. Sie selbst war stets guten Muts und heiteren Sinnes. So einerlei wie ihr Kleid, so einerlei war auch ihre Gefinnung. Nie lagerten Verdruß, üble Laune, finsterner Blick, mürrisches Aussehen auf ihrem treuen Gesicht. Stillter Seelenfriede leuchtete aus ihren Augen. Wurde die Last gar zu drückend, so tröstete sie sich selbst und beschwichtigte die, die ihr Mut zusprechen wollten, mit dem einfachen Wort: „De Herr weet, woröm!“¹

Unter der mannigfachen Arbeit für andere war ihr Herz weit und stark geworden. In ihm war auch für die Mitglieder des Arrenberger Jünglingsvereins noch Raum. Jedes einzelne desselben war ihr samt seinen häuslichen Verhältnissen bekannt. Wie eine besorgte Mutter ging sie manchem Jüngling, der aus Unlust dem Verein fernblieb, so lange nach, bis er wieder erschien. Mit mütterlicher Treue sah sie sich fast an jedem Vereinsabende nach ihren jungen Pflöglingen um. Es verging kaum eine Sing-, Schreib- oder Bibelfstunde, in der Tante Hanna nicht mal eben guckte: „G'en Dwend tusammen!“² war ihr stehender Gruß. Hatte das Lied einigermaßen geklungen, so lobte sie: „Dat kengt äwver so schön! Jet möttent noch ens hauld en Vortrag oder Konzert arrangieren. Die Kaaten verkoop ed.“³ Tante Hanna lobte auch dann, wo der Dirigent Beschämung empfand. So

¹ Der Herr weiß, warum. ² Guten Abend zusammen. ³ Das klingt aber so schön! Ihr müßt bald einmal einen Vortrag oder Konzert arrangieren. Die Karten (dazu) verkaufe ich.

erinnere ich mich, daß mein Chor bei einem Gesangsvortrage im vollbesetzten „Elendstal“ einmal gründlich umwarf. Der Anfangston war zu hoch, und der Tenor setzte falsch ein. Ich wollte vertuschen. Umsonst! Wir saßen mitten drin fest. Eine böse Situation, besonders für mich. Denn nun waren die ohnedies nicht ganz sicheren Sänger vollends ängstlich. Wir stimmten eine leichtere Nummer an; danach ging auch die frühere „mit dem großen Durcheinander“ leidlich gut. Ich suchte etwas beschämt meinen Platz. Da kommt Tante Hanna und sagt mit strahlendem Gesicht: „Dat hant Se noch ens nett gesungen. Die Lüüt sind ganz erbout.“¹ Und als ich das Umwerfen erwähne, meint sie: „Dat heet keen Mensch gemerkt. Du wâ et weet, dâ kann et oof nit besser.“² Anerkennen, aufmuntern war überhaupt ihr wichtigstes Erziehungsmittel; soweit es Leistungen, auch schwache, betraf, habe ich sie nie anders als loben gehört. Ernststen Tadel hatte sie nur für sittliche Mängel.

Eins war mir schon damals sehr merkwürdig, daß nämlich diese einfache Frau eine solche Autorität besaß. Ich habe z. B. nie gehört, daß ihr jemals einer von den jungen, nicht selten rauhen Trabanten eine ungehörige Antwort gegeben oder sich ihr gegenüber irgend eine Ungezogenheit erlaubt hätte. Der sanfte, sichere Blick ihres klaren Auges zog alle in den Bannkreis ihrer Liebe. Der Jünglingsverein gehörte mit zu ihren Lieblingen. „Et es wegen dän Sozialdemokraten.“³ Die gute Hanna hoffte durch ihn den einen oder anderen vor den Fängen dieser Partei zu bewahren oder wieder aus ihren Netzen freizumachen. Sie haßte nicht etwa die Sozialdemokraten, sie bemitleidete sie vielmehr und ging ihnen in rettender Liebe nach.

Geradezu rührend war ihre tätige Anteilnahme an

¹ Das haben Sie aber besonders schön gesungen. Die Leute sind ganz erbaut. ² Das hat kein Mensch gemerkt. Und wer es weiß, der kann es auch nicht besser. ³ Es ist wegen den Sozialdemokraten.

unsern Festen. Sie verkaufte auf ihren „Kaffeegängen“ die meisten Karten. Sie schleppte in ihren Körben manchen Überfluß aus vornehmen Häusern für die Verlosungen des Vereins herbei. Auf einen langen Tisch wurden dann diese seltenen Gegenstände so aufgestellt, daß schadhafte Stellen nur bei genauer Besichtigung erkannt werden konnten. „Me mot van dän rieken Lüüt nehmen, wat me kritt.“¹ Und auf irgend einen beschädigten Gegenstand deutend sagte sie dann wohl: „Wä dat gewennt, dä kann sek dat wea schön tureite maken, dann heet hä noch enß so völl Freud dran.“² War das Fest in ihrem Hause, so standen neben dem großen Vereinszimmer auch Küche und „gute Stube“ zur Verfügung. Ihre Stühle, Bänke, Tische und ihr einziges Sofa — alles gehörte den Feiernenden. Alle Freikarten fielen ihrer Kasse zur Last. . . . In solch selbstloser, dienender Hingabe an den Jünglingsverein fand sie den Zugang zu den Herzen aller. Mit dieser ihrer Liebe hat sie sich in dem Gedächtnis von alt und jung für immer einen Ehrenplatz gesichert; denn auch der Arrenberger Jünglings- und Männerverein wird seiner lieben Vereinsmutter ein treues, gesegnetes Andenken bewahren.“

Der Gemeinschaft und ihrer Pflege wollen auch die Bibelsprechstunden dienen, die heute noch an jedem letzten Sonntag des Monats gehalten werden. Pastor Kint hat dieselben angefangen, sie wurden von dem seligen Pastor Warner Jahrzehnte hindurch fortgesetzt und bestehen heute noch unter der Leitung von Pastoren.

Der Gemeinschaft sollen auch dienen die Versammlungen für Frauen und Jungfrauen, die etwa alle 6—8 Wochen stattfanden — sie werden auch nach dem Tode der Frau Faust fortgesetzt — und sind unter Pastor Kint aus ganz kleinen Anfängen entstanden. Pastor Kint

¹ Man muß von den reichen Leuten nehmen was man kriegt.

² Wer das gewinnt, der kann es sich wieder schön zurechtmachen, dann hat er noch einmal soviel Freude dran.

sammelte einige wenige Frauen, und dieselben fragten dann in diesem kleinen Kreise wohl auch und machten Mitteilungen aus ihren Erfahrungen. Wie gemütlich es hierbei zuging, mag eine kleine Geschichte beleuchten, die Tante Hanna später oft erzählte. Man redete von der Dankbarkeit. Da erzählte ein älteres Frauchen: „Ich habe einen Garten. Aber der hat mir immer viel zu wenig getragen. Ich hab immer geklagt und gemurrt, nie war mir der Ertrag groß genug, da hat nun der liebe Gott dieses Jahr einen solchen Reichtum gegeben, daß es ganz verwunderlich ist, und es ist mir, als sagte Er zu mir: „No, heste nu denn Hals voll?“ Auch diese Versammlung ist von Pastor Barner hauptsächlich nach Kinkes Tode übernommen worden, und andere haben das Werk bis heute fortgesetzt.

Weil Tante Hanna so viele Arme hatte, denen sie Freude machen wollte, so brauchte sie auch Hände, fleißige Hände, die ihr halfen bei ihrem Dienst. Und Tante Hanna verstand es meisterlich, die Leute anzuspannen. Sie sammelte eine ganze Reihe junger Damen aus vornehmen, reichen Familien, die gerne in das schlichte Häuslein kamen und mit rührigen Händen nähten, dabei auch manches gute Wort von Tante Hanna zu hören bekamen. Auch andere Jungfrauen sammelte sie in ihrem Hause zu Gesang und Gebet und Gottes Wort.

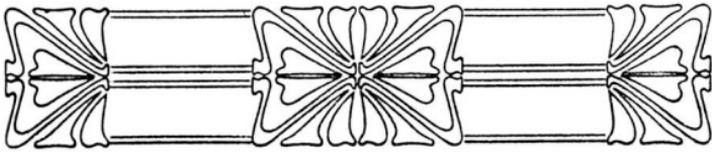
Am meisten empfing das Häuslein Besuche am Samstag abend. Da ging die Klingel an der Türe bis fast gegen Mitternacht. Was waren das denn für Gäste, die sich so still hereinschlichen und sich ebenso still wieder entfernten? Das waren die besten Freunde unserer Frau Faust, die auch bei ihrem Tode am meisten verloren haben — ihre Armen. Alle, die da kamen, gingen mit irgend einer Gabe wieder von dannen. Da hatte sie einen Raum im Hause, der für Fremde wirklich eine Sehenswürdigkeit war, ihr Armensübchen. Hier sah es bisweilen aus wie in einem Trödlerladen. Wer unter uns könnte das glück-

liche Gesicht unserer Tante Hanna vergessen, wenn sie uns in das Zimmer hineinführte, wo all die Schätze aufgespeichert waren, etwa für die Weihnachtsfeier oder für irgend eine Verlosung! Da trug sie von einer Reihe von Bäckern Backwaren zusammen, die nicht mehr ganz frisch waren. Alles, was ein Mensch nur an Bekleidung vom Kopf bis zu Fuß nötig hat, konnte man da aufgespeichert sehen, getragene Kleider und Schuhe, aber auch neue, denn wie viel Paar gute, derbe Schuhe hat sie von armen Schuhmachern anfertigen lassen! Das Zimmer war wie eine Schatzkammer, wo die unermüdlige Sammlerin immer wieder neue Schätze zusammentrug, um dann fröhlichen Angesichts auszuteilen. Ja, die Armen, sie kannten das Haus an der Riemenstraße und liebten es.

Aber auch von außen kamen die Gäste. Wenn die schwäbischen Kandidaten oder die Domkandidaten aus Berlin auf ihren Studienreisen durchs Wuppertal zogen, oder wenn fremde Gäste zur Festwoche hier weilten, viele, viele sind in jenes kleine Haus geführt worden und haben unvergeßliche, tiefe Eindrücke mitgenommen.

Vieles mag das Häuslein sonst noch gesehen haben, was hier nicht berichtet ist, aber das Gesagte genügt schon, um uns klar zu machen, daß aus dem armen, schlichten Häuslein viel, unendlich viel Segen herausgeflossen ist, wohl mehr als aus manchem Palast. Sicherlich wird mancher unter uns zu Zeiten ein leises Heimweh empfinden nach dem alten Häuschen an der Riemenstraße.





6. Tante Hanna und die Jugend.

Kindtaufe im Glendstal. Tante Hanna in „Blotschen“. Verwahrloste und verwaiste Kinder. Errichtung des Rettungshauses. Wie Tante Hanna mit unartigen Kindern fertig wird. Die Sonntagschulbesucher im Glendstal und ihre Besucher. Noch einmal die „Kompanei“. Die Geschichte von der Bratsche. Unter der weiblichen Jugend.

Tante Hanna und die Kinder, die gehörten immer eng zusammen, solange sie lebte; bis ins hohe Alter hinein hat sie die Kinder geliebt. Bei den Kindern hat sie ihre Arbeit angefangen, um durch sie an die Herzen der Alten zu gelangen. Und wie die Sonntagschule ihre erste Arbeit war, so hat sie derselben ihre beste Liebe bewahrt bis zum Ende ihres Lebens.

Aber nicht erst die Schulkinder, nein schon die im zartesten Alter stehenden Neugeborenen wurden in großer Zahl ihr auf die Seele gelegt. Tante Hanna hatte sehr viele Patenkinder.

Zu Anfang ihrer Arbeit im Glendstal waren unter den dort im Busch hausenden Familien manche Kinder, die noch nicht getauft waren. Als die Kapelle erbaut war, fanden in dieser auch Taufhandlungen statt, und zwar bis in die neuere Zeit hinein. Tante Hanna hatte das veranlaßt, damit den Anwohnern der weite Weg zur Kirche erspart wurde; auch hatten die Leute meistens keine Kleider, um sich im Gotteshause sehen zu lassen.

Von jungen Helferinnen wurde der Taufstisch gedeckt und mit frischem Waldesgrün geschmückt. Ein schönes Taufbecken hatte ein Freund gestiftet. Tante Hanna legte zu dieser feierlichen Handlung ein weißseidenes Halstuch an; sie übernahm bei all diesen Kindern Patenstelle. Sie konnte wohl lachend sagen: „Ich habe so viel Kinder, ich kenne sie nicht mehr alle.“ Zum Schluß der Taufhandlung wurde auf ihren besonderen Wunsch das Lied gesungen: „Laßt die Kindlein zu Mir kommen, ruft der große Gottessohn.“ Solche Tauffeiern fanden meistens in Verbindung mit den Festen, namentlich auch mit der Kaisergeburtstagsfeier statt.

Und wenn dann die Kinder heranwuchsen, wie besaß sie bis ins Alter jugendliche Frische und guten Humor, mit ihnen umzugehen; namentlich hatte sie die Gabe, ihnen die schönen herrlichen Geschichten des Alten und Neuen Testaments in einer auch den Kleinsten verständlichen Sprache zu erzählen und wichtig und groß zu machen. Wenn die Kinder, die damals am Arrenberg mit der jungen Sonntagsschullehrerin in einem Webstuhl saßen, oder die Kinder, die mit ihr unter den Waldbäumen im Glendstal oder am Greuel bei Cronenberg saßen, wenn sie heute zu uns reden könnten, mit welcher Freude würden sie alle von jenen schönen Stunden erzählen, in denen Tante Hannas Liebe ihr Herz berührte. Doch davon ist schon an anderer Stelle ausführlich berichtet worden.

Hier soll nur einiges nachgetragen werden, was uns ihre erzieherische Gabe recht ins Licht setzen kann. So hat sie einmal eine treffliche Strafpredigt wider falschen Stolz gehalten.

Als im Jahre 1872 die Kapelle erbaut war, und die Sonntagsschule in die Kapelle hineinverlegt war, hörte Tante Hanna, daß eine ganze Reihe von Kindern nicht mehr kommen wollten, weil sie sich genierten, sich ohne Schuhe oder in „Blotschen“ (Holzschuhen) zu zeigen. Eines Sonntags nimmt sie vor Beginn der Sonntagsschule den

Weiter derselben auf die Seite und sagt:¹ „Höären Se ens; de Blagen (Kinder) wollen mek nu stolz wärden; sie wollen nit mehr en de Sonntagsschoal kommen, weil dat se mer bloß Blotschen hant. Nu möten Se gliek nit lachen, ek komm heronger en de Blotschen, on dann well ek den Blagen ens de Leviten lesen.“ Die Sonntagsschule hat eben begonnen, als auf der Holzstreppe, die vom Rednerstübchen herunterführt, ein gewaltiges Poltern entsteht. Klapp, klapp, klapp, klapp! kommt's da herunter, und gleich darauf steht die „Frau Fausten“ in Blotschen vor den erstaunten Kindern, die laut anfangen zu lachen. „Wat es dat?“ ruft Tante Hanna mit ganzem Ernste, „do es nix tu lachen. Meinen göt, ek schamten mek, Blotschen antutrecken. Ne, dat to ek nit; ek hāv äver gehöart, dat von enk Kengern en paar nit mehr en de Sonndagschoal kommen wollen, weil se nix oder mer bloß Blotschen antutrecken hant? Schamen göt önk denn nit? Meinen göt, de Herr Jesus dat önk ankiefen, of göt wat an de Föte oder of göt Blotschen angetrocken hant? Ne, dat döt he nit; de kiekt mer bloß op et Herz und frögt: Hast du mich lieb und kommst du in die Sonntagsschule, weil du in den Himmel willst?“² Nach dieser eindrucksvollen Rede mit plattdeutschem Anfang und hochdeutschem Schluß entstand eine ernste Stille. Als Tante

¹ Hören Sie einmal; die Kinder wollen mir nun stolz werden; sie wollen nicht mehr in die Sonntagsschule kommen, weil sie nur Holzschuhe haben. Nun müssen Sie nachher nicht lachen, ich komme herunter in den Holzschuhen und dann will ich den Kindern einmal den Leviten lesen.“ ² „Was ist das?“ ruft Tante Hanna mit ganzem Ernste, „da ist nichts zu lachen. Meint ihr, ich schämte mich, Holzschuhe anzuziehen. Nein, das tue ich nicht; ich habe aber gehört, daß von euch Kindern ein paar nicht mehr in die Sonntagsschule kommen wollen, weil sie nichts oder nur Holzschuhe anzuziehen haben? Schämt ihr euch nicht? Meint ihr, der Herr Jesus sähe euch an, ob ihr was an den Füßen oder ob ihr Holzschuhe angezogen habt? Nein, das tut Er nicht: der sieht nur auf das Herz und fragt: Hast du Mich lieb, und kommst du in die Sonntagsschule, weil du in den Himmel willst?“

Hanna auf ihren Blotschen hinausspazierte, war kein Lachen mehr zu sehen, und der Erfolg der Rede war der, daß sich alle Kinder wieder einstellten, auch wenn sie barfuß oder auf Holzschuhen laufen mußten.

Ihre Liebe verstand es auch, Kinder zu gewinnen, die von Haus aus ganz gewiß keine Neigung hatten, Gottes Wort zu hören und bei der frommen Hanna die Sonntagsschule zu besuchen. Ja den ärmsten und verkommensten Kindern ging sie nach und suchte sie zu retten von der Macht der Sünde.

Wie manche Kinder sind dem Schreiber dieser Zeilen persönlich bekannt, die durch Tante Hannas Bemühungen dem Elend und der Verkommenheit entrisen wurden. Da findet sie am Greuel einen armen Jungen, der ganz gottlose, verkommene Eltern hat, er selbst ist auf dem besten Wege, ein schlechter, unordentlicher Mensch zu werden. Sie nimmt ihn mit und sorgt dafür, daß er untergebracht und ordentlich erzogen wird. Auf der Landstraße zwischen Dornap und Barresbeck begegnet ihr ein armes, heruntergekommenes Menschenkind, das auf dem besten Weg ist, ein rechter Vagabund zu werden. Sie nimmt den Knaben mit und sorgt für seine Erziehung. Am Arrenberg treibt sich so ein armes Geschöpf herum, stiehlt, raucht den ganzen Tag seine Pfeife — ein Knabe von kaum 10 Jahren — treibt sich am Tage auf der Straße umher und schläft nachts in den Aschenkisten hin und her. Tante Hanna kann das nicht sehen, sie sucht und sucht ihn mit ihrer Liebe, und es gelingt ihr, ihn von der Straße wegzubringen.

Als im Jahre 1859 viele Kinder durch die furchtbare Choleraepidemie des Vaters oder der Mutter beraubt waren und in größter Gefahr standen, der Verwahrlosung anheimzufallen, wurde in der lutherischen Gemeinde der Plan gefaßt, ein Rettungshaus zu errichten. Die Liebe in der Gemeinde flammte mächtig empor für diese Neugründung. Da war es Tante Hanna, die unermüdet mit andern an diese und jene Thüre klopfte und Gaben sammelte

für das neu zu erbauende Haus. Und als es droben „vorm Holz“ erbaut war, da war sie mit dem Hausvater Busch, dem im Jahre 1882 heimgegangenen ersten Leiter des Hauses, in inniger Freundschaft und Gemeinschaft verbunden. Das Jahresfest des Rettungshauses war eines der Feste, die sie am liebsten besuchte, und sie war, wenn irgend möglich, immer unter den Teilnehmern dieses Festes.

Auch mit bösen, unartigen Kindern hatte sie zu tun, und sie wurde besser als andere fertig mit ihnen, indem sie dieselben durch Liebe überwand. So waren in den letzten Jahren einmal, wie wir von Pastor Conrad in Nümbrecht erfahren, einige fremde Arbeiterfamilien an den Arrenberg gezogen, die einen heftigen Haß gegen alles christliche Wesen hatten. Bekanntlich steckt ja sehr oft der Eltern Geist die Kinder an, und so war es auch hier: schon die Kinder dieser Familien erlaubten sich, ihrem Haß gegen alle Frommen offenen Ausdruck zu geben. Wenn sie hörten, daß im Hause der Frau Faust gesungen oder Bibelstunde gehalten wurde, dann machten sie sich daran, das Haus mit Steinen zu bombardieren, so daß dann und wann auch ein Stein ins Haus hineinslog. Eine ältere Frau, die bei Tage Tante Hannas Haushalt versorgte, beobachtete vom Küchenfenster aus das gottlose Treiben. Als wieder ein dicker Stein in den Hausflur flog, hob sie denselben auf, ging in die Wohnung des Knaben, der den Stein geworfen hatte, und sagte dessen Vater, indem sie den Stein vorwies, den habe sein Junge der Frau Faust in den Flur geworfen. Sie versuchte dem Mann ernste Vorhaltungen zu machen; es sei doch ein großes Unrecht, wenn man die Frau in der Weise belästige, zumal da sie doch den Armen so viel Gutes tue. Der Mann machte ein höhnisches Gesicht und antwortete: „Lot de Frau Faust no ärem Jesus gon.“¹ Als das der Tante

¹ Laß die Frau Faust nach ihrem Jesus gehen!

Hanna wiedererzählt wurde, sagte sie ganz ruhig: „Der Mann hat ganz recht.“¹ Und sie hat es ihrem Jesus gesagt. Bald liegt sie in einer Nacht schlaflos auf ihrem Bette; da geht auch diese Geschichte und die Erinnerung an die bösen Kinder durch ihren Sinn. Und während sie darüber nachdenkt, fällt ihr ein, daß am letzten Sonntag im Glendstal bei einer Sonntagschulfeier Kaffee und Gebäck übrig geblieben ist. Jetzt weiß sie, was sie zu tun hat. Am nächsten Tage ruft sie ein Mägdlein aus dem Nachbarhause herein. „Hör,“ sagt sie, „du gehst zu den Jungens, die immer Steine in unser Haus werfen, und sagst ihnen, sie sollten Mittwoch nachmittag mit der Frau Faust ins Glendstal gehen; da würde Visite gehalten, und die andern Kinder könnten auch mit.“ Doch die Kleine sträubt sich; sie will mit den bösen Jungens nichts zu tun haben. „Willst du ein Pharisäer sein?“ fragt Tante Hanna ernsten Blickes. Und das genügt. Flugs läuft das Mägdlein und ladet die Kindergesellschaft ein.

Es ist Mittwoch nachmittag. Vor Tante Hannas Hause ist Kinderlärm. Da kommt die Tante heraus. Ein Zug wird gemacht und mit Gesang und lautem Jubel geht's hinauf nach dem Glendstal. Die Mütter stehen an den Fenstern. „Dürfen wie of metkuaamen?“² fragen sie. „Jo, kuaament mer!“³ ist Tante Hannas freundlich einladende Antwort. Es geht den Berg hinauf und in den Wald hinein. Ein Lied nach dem andern wird gesungen, und hell klingen die vielen Kinderstimmen ins Tal hinein. Da sagt Tante Hanna, die auch einen guten Humor hatte, auf einmal: „Kinder, jetzt seid ganz still; wir wollen ganz still noch ein bißchen weiter gehen, und dann, wenn wir bald am Haus sind, dann fangt ihr kräftig an, ein Lied zu singen. Dann werden die Frauen, die da noch am Spülen sind, ganz bang und denken: „O, de Frau Faust

¹ Der Mann hat ganz 'recht.' ² Dürfen wir auch mitkommen? Ja, kommt nur!

hat seß verdon; do kömt en Sonndagschual, ou se es nit do, se het et vergeten.“¹ Das machte den Kindern großen Spaß. Die Überraschung gelang vollständig. Die Frauen gerieten ganz außer sich, aber Tante Hanna beruhigte sie bald wieder, und ließ den Kindern die Tische decken und ihnen vorsetzen, was noch da war.

Wie sie so um den Kaffeetisch sitzen und seelenvergnügt ihre Butterbrote verzehren, sieht Frau Faust plötzlich oben am Berge eine ganze Anzahl Frauen stehen mit den kleinsten Kindern auf dem Arm. Das waren die Mütter, die sich die freundliche Einladung nicht zweimal hatten sagen lassen. Tante Hanna wird es doch etwas schwül. Sie denkt: Jetzt hast du sie eingeladen, und hast nun vielleicht nicht genug zu essen für sie. Aber es reicht doch. Sie rief die Frauen herein, und bald saßen sie fröhlich um den Kaffeetisch und ließen sich's schmecken. Als das Kaffeetrinken beendet war, griffen die Frauen in ihre Taschen und wollten bezahlen. „Mir betalen,“ wehrte Frau Faust, „äwer wie wellen guade Roberschaft haulen, dat es so Muade am Arrenberg.“² Ein Missionszögling war unterdessen gekommen, der spielte noch lange mit den Kindern im Walde, und vergnügt zogen sie am Abend alle wieder heim.

Einige Zeit vergeht. Tante Hanna kommt müde die Riemenstraße hinauf. Da springt ihr ein Junge entgegen: „Frau Faust, eck well ären Korb dregen, se es möd.“³ Das war der Junge, der früher Steine in ihr Haus geworfen hatte.

Ein ander Mal kam ein Junge auf sie zu, faßte sie am Arm und sagte: „Frau Faust, eck well Se leden, Se sind aufd.“⁴ Steine sind aber von da an nicht mehr ins Haus geworfen worden.

¹ O, die Frau Faust hat sich vertan; da kommt die Sonntagschule, und sie ist nicht da, sie hat es vergessen. ² Nichts bezahlen, aber wir wollen gute Nachbarschaft halten; das ist so Mode am Arrenberg. ³ Ich will ihren Korb tragen, sie ist müde. ⁴ Ich will Sie leiten, Sie sind alt.

Ein Höhepunkt für sie und für die Kinder, die ihr am Herzen lagen, war die Sonntagsschulbescherung im Glendstal. Zugleich war es eine Riesearbeit für die vielgeplagte Tante Hanna. Da gab es für die ganze Familie jedes Sonntagschulkindes ein fertiges Paket, jedes mit dem betreffenden Namen fein säuberlich versehen. Darin waren Schuhe, Strümpfe, große Shawls, Mützen, Jacken und anderes mehr; es war ganz erstaunlich, wie jedes Paket sinnig ausgedacht war, wie sie in jeder Familie Bescheid wußte und gerade das gab, was eben nötig war. Dann war aber auch in jedem Paket ein halbes Pfund Kaffee enthalten zu einem besonderen Genuß für die Feiertage.

In den Weihnachtstagen machte sie auch manchen Gang und sorgte dafür, daß eine ganze Reihe armer Kinder bei vermögenden Leuten hin und her beschenkt wurden.

Die Pflege der heranwachsenden Jugend war ihr namentlich ein stetes Anliegen. Die jungen Leute, die in der schon früher genannten „Kompanei“ vereinigt waren, hat sie nicht nur zur Hilfeleistung in ihrer Arbeit gesammelt, auch nicht nur zur Gemeinschaft für ihren armen Mann, sondern auch zu dem Zweck, daß diese jungen Leute selbst den Segen und die Herrlichkeit christlicher Gemeinschaft am Worte kennen lernen sollten. Und die jetzt von der „Kompanei“ noch unter den Lebenden sind, wissen nicht genug zu rühmen von dem Segen, den sie in dieser Gemeinschaft gehabt haben.

Von ihrem Geschick, mit der männlichen Jugend umzugehen, hat das, was wir schon über den Jünglingsverein gesagt haben, gezeugt. Sie war immer jung und fröhlich mit ihren Jungens; sie wußte allen alles zu sein. Darum machte sie nicht den Fehler, daß sie bei den jungen Leuten dasselbe geistliche Bedürfnis vorausgesetzt hätte, wie bei den Alten. Im Gegenteil, sie hatte rechte Lust und Freude an allem Schönen, was die Jugend ergötzen kann. Es war ihr ein Anliegen, ihren Jungens in ihrem Hause

ein gemütliches Heim zu bereiten, und sie waltete unter ihnen und sorgte für sie wie eine Mutter. Ihre Jungens brauchten einmal eine Bratsche, wahrscheinlich um ein Streichquartett zu vervollständigen. Tante Hanna hörte, daß in Herdecke ein solches Instrument billig zu kaufen sei. Sie macht sich auf den Weg und kauft dort eine Bratsche. Bei ihrer Heimkehr wird sie am Bahnhof von ihrer Hausgenossin, der „langen Mina“, abgeholt, die die Bratsche nach der Riemenstraße tragen soll. Das Unglück will, daß um diese Zeit gerade die Fabriken ausgehen, und bald ist das seltsame Frauenpaar mit seiner Bratsche umringt von einem dichten Schwarm von jungen und alten Leuten, denen das eine prächtige Gelegenheit scheint, ihre Spottlust einmal ordentlich auszulassen; es mag doch auch ein eigentümlich Bild gewesen sein: die „lange Mina“, das Instrument tragend, und neben ihr die kleine, runde Tante Hanna, kaum imstande, den großen, eiligen Schritten ihrer Begleiterin nachzukommen. Lautes Lachen tönt ringsum; auf einmal ruft ein Spaßvogel: „Mineken, Mineken, speel ens, die wessen danzen,“ und andere nehmen den Ruf auf, und so klingt's um die beiden herum: „Mineken, speel doch, speel doch.“ Der also Angeredeten will's doch fast zu viel werden, sich um eines Instruments willen zum Gespött zu machen, sie will ärgerlich werden, aber Tante Hanna spricht ihr in der größten Gemütsruhe zu: „Stör' Se seck nit dran!“¹ Was lag ihr am Gelächter der Leute; hatte sie doch ihre Bratsche, und das freute sie für ihre Jungens. Dies eine Bild zeigt uns, wie sie keine Mühe scheute, den Jungens jeden rechten, erlaubten Wunsch zu erfüllen. Aber bei alledem war der Mittelpunkt des Vereins die Gemeinschaft am Wort, und in dem unscheinbaren Vereinslokal kamen die jüngeren Seelen in eine Gemeinschaft von Brüdern, wo sie entweder nicht lange aushielten oder aber sich entschieden,

¹ Stör' Sie sich nicht dran!

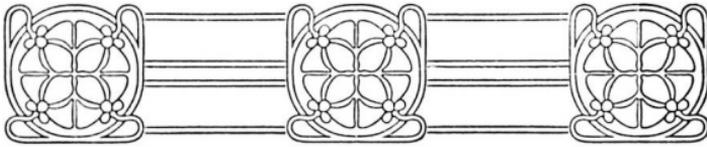
dem ernstlich mahnenden Zuge zum Herrn hin Folge zu leisten.

Dieselbe Erfahrung durften die Jungfrauen machen, die sie in ihrem Jungfrauenverein um sich gesammelt hatte.

Sie bewahrte sich ein so jugendliches Herz, daß die Mädchen ein großes Vertrauen zu ihr hatten und mit großen und kleinen Nöten gerne zu ihr kamen. Und wie konnte sie mit den Mädchen aus dem Volke tragen und fühlen: hatte sie doch selbst das Fabrikleben durchgekostet mit all seinen Versuchungen und Gefahren. Da war manche junge Christin, die im Umgang mit der alten Tante Hanna reichste Förderung ihres innwendigen Menschen erfahren durfte. Daneben war auch eine ganze Reihe gebildeter Mädchen, die ein innerliches Verlangen nach dem Heiland hatten und die deswegen gerne die nähere Gemeinschaft der lieben Tante Hanna suchten. Wie vielen unter ihnen ist sie doch treue Freundin bis ins spätere Leben hinein geblieben, auch wenn der Weg sie aus dem Wuppertal wegführte. Solch eine Herzensverbindung hat unsere einfache Tante Hanna in früheren Jahren doch auch einmal dazu gebracht, eine weite Reise zu machen, nämlich nach Berlin, wohin Freunde aus früherer Zeit sie eingeladen hatten.

Wer in ihre hellen Augen hineinschaute, sah darinnen etwas von der Kindesinnigkeit leuchten, die unverrückt auf den Herrn schaut. Und weil sie selbst ein rechtes Kind vor Gott war, so liebte sie auch die Kinder und die Jugend, und wußte mit ihnen umzugehen. Und für sie selber war's doch auch ein gutes Zeugnis, daß Kinder sich so wohl fühlten in ihrer Nähe und so gern um sie waren.





7. Unter den Armen.

Die beste Methode, und Tante Hanna wendet sie an. Was bekümmert ihr das Weib? Arme in allen Ständen. Frau Faust werden die Augen verbunden. Unter den Sozialdemokraten. Ein überwundener „Genosse“. Woher die Gaben stammten. „Ich freue mich, daß die Moden so oft wechseln.“ Tante Hanna die Festgeberin bei einer goldenen Hochzeit.

Arbeit unter den Armen, das war der Mittelpunkt von Frau Fausts großer gesegneter Arbeit. Sie hat diese Arbeit getan mit der bestimmten Absicht, die armen Deutschen etwas spüren und merken zu lassen von der Sünderliebe Jesu: das Böse zu überwinden mit Gutem, das war ihr liebstes Werk; gerade darin ist sie nicht ohne viel Übung und Anfechtung geblieben. Die Anfechtungen kamen aber nicht nur aus den Enttäuschungen und der Undankbarkeit, die sie von Leuten erlebte, denen sie Gutes getan hatte, sondern auch aus den Reihen der Freunde, und das sind die schwersten. Es gehört zur Wahrheit, daß wir diese Dinge hier auch erwähnen. Man hat ihr vorgeworfen, daß sie planlos und ziellos die Armen unterstützte habe, daß sie viel zu wenig gefragt habe nach Würdigkeit und Unwürdigkeit der Armen, daß sie sich habe viel zu viel bereden und betrügen lassen. Es mag sein, daß sie nach der Seite hin etwas versäumt hat, daß es namentlich für manchen Armen besser gewesen wäre, wenn sie genauere Untersuchungen angestellt hätte. Aber ist nicht die Frage am Platz, ob nicht von manchen, die vorgeben christliche Liebesarbeit zu treiben, so genau untersucht und

gefragt und solche Verhöre angestellt werden, daß von Liebe wenig mehr übrig bleibt? Wenn Jesus so mit uns rechnen und rechten wollte, dann kämen wir schlecht weg. Tante Hanna stand eben so, daß sie niemanden so bald aufgab und auch dem schlechtesten Menschen gern noch wohlthun wollte, ihn womöglich herumzuholen.

Man hat die treue Jüngerin getadelt, daß sie in ihrer Arbeit wenig äußere Ordnung gehabt habe; sie hätte Buch führen sollen über Einnahmen und Ausgaben. Es ist ihr der Schmerz nicht erspart geblieben, daß selbst in ihren liebsten Kreisen Verdächtigungen laut werden durften, die ihren lauterem Sinn in Abrede stellen wollten. Und das war wirklich ein schwerer Weg für sie. Es mag sein, daß es besser gewesen wäre, wenn sie, um solche Gedanken zu verhindern, ordentlich Buch geführt hätte. Man möge aber nicht vergessen, daß das für sie eine außerordentliche Arbeit gewesen wäre, da sie ja kaum des Schreibens mächtig war. Sie hat einmal selbst von sich gesagt: „Ich bin bei den kleinen Buchstaben stehen geblieben.“ Zum andern ist es uns eine Freude, ihr in diesem Büchlein das laut vor aller Welt zu bezeugen, daß ihr uneigennütziger, selbstloser Sinn wirklich echt und wahr gewesen ist. Darüber war sie sich vor Gott klar, daß sie vor Ihm wandle, und daß sie Ihm Rechenschaft schuldig sei. Sie war ein Menschenkind, das eben nicht ganz nach unserm kleinen Maßstab zu messen ist. Ich unterlasse nicht, ein rührendes Zeugnis für ihre Selbstlosigkeit hier anzuführen: Ihr Kleid ist abgetragen, und sie hat dringend ein neues nötig. In ihrem Hause liegen gerade Stoffe genug, und eine Freundin sagt zu ihr: „Hanna, da darfst du wohl auch ein Kleid nehmen, das nimmt dir kein Mensch übel.“ Aber sie weist ohne weiteres den Gedanken weit von sich: „Nein, das habe ich für meine Armen bekommen, und die kriegen es auch.“

Als im Jahre 1902 ihre alten Freunde ihren Geburtstag feierten und ihr ein Geldgeschenk überreichten mit

der Bestimmung, daß sie sich zwei Sessel dafür kaufen sollte, einen fürs Elendstal und einen für ihre Wohnung, sagte sie: „Im Elendstal habe ich keine Zeit zum Sitzen, und wenn ich zu Hause müde bin, kann ich mich auf mein Sofa setzen. Einen Sessel habe ich nicht nötig.“ Für das Geld hat sie Tassen gekauft und die Sonntagsschulkinder damit erfreut.

Wer sie in ihrem abgeschabten, dürftigen Kleide durch die Straßen hat gehen sehen, wer sie gesehen hat auf ihrem Sterbebette und so gering gekleidet in ihrem Sarge liegen, für den ist der Gedanke eine Lächerlichkeit, daß diese Frau sollte für sich gesorgt und gearbeitet haben. Und Gott hat sie zu Ehren gebracht und sie also beglaubigt, daß all diese Wolken vorüberzogen und sie unbedingtes Vertrauen genießen durfte.

Ihre Armen! Wer waren die denn? Sie machte keine Grenzen, sie ging hinab bis zu den Allerverkommensten und Elendesten.

Da war irgend in einer Familie der Vater arbeitslos geworden, und deswegen war Mangel eingekehrt; dort war ein armes Weib, deren Mann ein Trinker war und die mit ihren Kindern darbt; dort wieder war eine arme Witwe, deren Kinder sie sitzen ließen, die da weinte nicht bloß über die Härtherzigkeit der Kinder, sondern auch darüber, daß sie auf dem Wege der Sünde und des Verderbens waren; dort war ein einsamer Kranker oder eine ganz verlassene Kranke; dort war ein Gefangener, der aus dem Gefängnis kam und Unterkunft und Kleidung brauchte; kurz, wer möchte all die verschiedenen Arten des Elends schildern, — was auch kam, Tante Hanna war immer die Vertrauensperson, Tante Hanna mußte immer helfen. Und sie half, wenn sie irgend konnte, half auch immer so, daß die Armen all ihr Geben empfanden als ein Werben um ihre Seele; sie wußten es, daß Tante Hanna einen am liebsten glücklich machte mit den Gaben unseres teuren Heilandes, wie Er sie uns in seinem Leiden

und Sterben erworben hat. Und weil sie in so viel Not Rat wußte, darum durfte sie auch in vielen Fällen freudig zeugen von der Gabe des ewigen Lebens.

Sie hatte ihre Armen in allen Ständen. Sie wurde in Häuser und Familien gerufen, wo nach außen hin kein Mensch etwas merkte von Not und Entbehrung, wo aber stilles Darben und heimliche Dürftigkeit herrschte. Da hat sie gerne und viel geholfen. Sie hatte ihre Armen in den verkommensten Häusern, in den niedrigsten Volksschichten, und es war ihr die größte Freude, wenn sie einem armen Menschenkinde, das tief, tief im Sumpf der Sünde steckte, die Hand reichen und ihm wieder heraus helfen konnte. Da steht vor meinem Geiste eine Person, die Frau G., die in der ganzen Stadt bekannt war; sie hatte Leib und Seele durch ihre Sünde zugrunde gerichtet und war ein Spott der Straßenjugend geworden. Tante Hanna empfand tiefes Mitleid mit dem armen Weib, machte sich an sie heran, nahm sie bei sich auf; Gott hat ihr Werk gesegnet: die Person ist ihr eine treue Gehilfin geworden und hat ihr den kleinen Haushalt geführt, während sie so oft und viel von ihrem Hause abwesend sein mußte. Die Kinder, die bei dieser Mutter sicher dem Verderben preisgegeben waren, hat sie versorgt und auf andere Wege gebracht. Wer könnte sie alle nennen, die sie aus dem tiefsten Schmutz der Sünde in der Kraft der Liebe Jesu herausgeführt und auch äußerlich zu ordentlichen Menschen gemacht hat! Die Ewigkeit wird das einmal klar machen. Es gilt da aber auch, was eine liebe Freundin in anderem Zusammenhang von der Tante Hanna gesagt hat: „Die Einsame wird mehr Kinder haben, denn die den Mann hat.“ Diese Liebesarbeit fordert viel, viel Kraft und Geduld, aber sie, die viel Angefochtene, konnte am Abend ihres Lebens andere mit ihren fröhlichen Augen ansehen und sagen mit ermunternder Miene: „Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden.“

In die seltsamsten Lagen, in denen jede andere Frau

ängstlich zurückgewichen wäre, kam sie hinein bei ihren Liebesgängen. In der Nähe des jetzigen Döppersberger Bahnhofes, des Elberfelder Hauptbahnhofes, wo sich jetzt die schönen breiten Quaistraßen an der Wupper entlang ziehen, war früher die alte Fuhrstraße, das verrufenste Quartier Elberfelds, ein Zufluchtsort des Lasters und aller lichtscheuen Elemente. Aus diesem traurigen Stadtviertel kommt einmal in dunkler Nacht ein Mann zu Frau Faust an den Arrenberg und bittet sie inständig, sie möge doch mit ihm kommen, seine Frau liege im Sterben und verlange so inständig darnach, Frau Faust noch einmal zu sprechen. Allerdings müsse sie sich gefallen lassen, daß er sie mit zugebundenen Augen in seine Wohnung hineinbringe, er verspreche aber, daß er sie ganz vorsichtig führen wolle. Frau Faust geht wirklich mit. Sie wird von dem Manne in ein Haus hinein- und dann eine Leiter hinaufgeführt. Im Zimmer fällt die Binde von ihren Augen. Was sie in jener Nachtstunde gehört und gesehen, das hat ihr mittragendes Herz tief erschüttert und noch lange nachher bewegt. Die Frau ließ sie, um ihr geplagtes Gewissen zu entlasten, in entsetzliche Tiefen der Sünde hineinschauen, bekannte der treuen, mütterlichen Seelsorgerin Dinge, die sie nie für möglich gehalten hätte. Und was war's doch für ein Raum und Haus des Lasters und des Elends, worin die Sterbende lag! In dem Hause wurden Werke der Finsternis getrieben; in dem Raum wohnten mehrere Familien beieinander. Auf dem Boden war für jede Familie durch Kreidestriche der Bereich, wie weit sie gehen durfte, bezeichnet. Da durfte Tante Hanna helfen und trösten, und sie hat's getan mit bewegtem Herzen. Über die Aussagen der Sterbenden und die Sünden im Hause hat sie nie etwas verlauten lassen, — das war ihr Weichtgeheimnis.

Sie erwies ihre Liebe aber nicht nur solchen, die sie begehrten, sondern sie hatte es auch mit recht widerborstigen, ungehobelten Leuten zu tun. Die Sozialdemokratie hatte

viele mit ihren verneinenden Lehren erfüllt, und es offenbarte sich damals schon ihre Feindschaft gegen Gott und Gottes Wort. Den Leuten war die stille Segensarbeit der Frau Faust ein Dorn im Auge. Sie spürten es wohl, daß all ihre Redensarten von der Heuchelei der „Feinen“ (Feinen) nicht auf diese Frau paßten, und darum hatten manche einen gar tiefen Groll und hätten gerne die Arbeit gestört und gehindert. Frau Faust ließ sich durch ihren Groll nicht irre machen. Sie betrachtete diese Leute auch als solche, die ihr auf die Seele gelegt waren; wie oft redete sie im Tone herzlichen Mitleids von den „armen, verblendeten Demokraten“. Wie freute sie sich, wenn sie irgend einem von ihnen irgend eine Liebe erweisen, irgend eine Not lindern konnte! Wie Gott ihr ganz besondere Weisheit und auch oft ganz besonders treffende Worte schenkte, diese armen Menschen mit Liebe zu überwinden, davon soll später noch mehr die Rede sein. Auch da, wo man sie mit ihrer Liebe noch so hartnäckig abwies, liebte sie so lange und so demütig, bis man sie gewähren ließ.

Da war so eine unglückselige Familie, in der alles Glück zugrunde gegangen war, weil Mann und Frau ganz verschiedene Wege gingen. Der Mann war überzeugter „Genosse“; er trank, lief in den Wirtshäusern herum und kümmerte sich wenig um das Wohl der Seinen. Zu Hause machte er ganz wunderliche Anwendung von seinen schönen Theorien von Freiheit, — so machen's manche der Freiheitshelden —: wenn sich seine Frau einmal die Freiheit nahm und ins Elendstal ging, um dort bei der Tante Hanna einmal wieder ein freundliches Gesicht zu sehen und sich am Trost des göttlichen Wortes wieder aufzurichten aus ihrem Jammer, dann wurde er zornig und ungehalten; er schimpfte, ja er schlug und mißhandelte seine Frau in der rohsten Weise, um ihr die Lust nach dem verhassten Elendstal gründlich auszutreiben. Sein Grimm richtete sich natürlich auch gegen die unschuldige

Frau Faust, die seine Frau, wie er meinte, so gegen ihn eingenommen hatte. Es ist die alte Erfahrung, daß solche Unglücksmenschen alle möglichen Leute hassen als Ursachen ihres Unglücks, nur sich selbst nicht. So verschwört sich der Mann, wenn es der Frau Faust jemals einfallen sollte, seine Wohnung zu betreten, dann werde er sie die Treppen hinunterwerfen. Es sollte aber anders kommen. Frau Faust hört von den Leuten, hört auch, daß sie sehr, sehr arm sind, daß sie nichts anzuziehen haben für den kalten Winter. Darauf baut sie ihren Plan. Sie macht ein großes Paket von den verschiedensten Kleidungsstücken und geht damit zu der Frau, während der Mann in Arbeit, also nicht zu Hause ist. Sie überreicht der Frau das Paket und sagt ihr, sie solle es ihrem Manne geben, das sei ein Geschenk für ihn; sie solle ihn auch recht schön grüßen. Als der Mann nach Hause kommt, gibt ihm die Frau das Paket und sagt dazu: „Das hat Frau Faust gebracht, es ist für dich.“ Er macht es auf und findet darin einen gut erhaltenen warmen Überzieher, zwei Paar Schuhe für seine Kinder und verschiedene Shawls und Mützen. Wie er das sieht, sagt er: „Das ist nicht für mich, das ist für jemand anders, für die „Fienen“ vielleicht, denn ich habe ja immer nur über die Frau geschimpft.“ Die Frau versichert: „Doch, doch, sie hat es selbst gebracht; es ist ganz gewiß für dich. Sie hat auch noch einen schönen Gruß an dich bestellt.“ Da sagt der Mann: „Frau, wenn das wahr ist, wenn das alles für mich ist von der Frau Faust, dann habe ich der Frau schwer unrecht getan. Ich will dir nicht mehr verbieten, ins Elendstal zur Bibelstunde zu gehen, und die Kinder kannst du auch in die Sonntagschule schicken, wenn du willst.“ Und dann fügte er noch hinzu: „Ich selbst gehe nicht mit; ich schäme mich zu sehr.“ Und später ist er doch noch selbst mitgegangen und hat sich gefreut an den schönen, gesegneten Zusammenkünften im Elendstal.

Es war eben merkwürdig, wie die Armen spürten,

daß hinter jeder Gabe Tante Hannas mitleidiges, von der Liebe Christi durchglühtes Herz stand. Sie trug auch treulich alles mit, was sich in den Familien zutrug an freudigen und traurigen Ereignissen; sie wußte, was da und dort die Herzen drückte, und immer wieder ließ sie ein Wörtlein fallen, das die armen gedrückten Herzen hinwies auf den reichen Herrn, der selig und fröhlich machen kann.

Woher hat sie denn all die Gaben bekommen, die sie austheilen konnte? Sie war doch selbst nicht vermöglich. Wie war es denn möglich, daß von ihr solch ein Strom von Wohltaten ausging? Ja, sie hat eine große Reihe von Freunden und Freundinnen gehabt, die sie in den Stand setzten, Gutes zu tun ohne Aufhören. Durch ihren Kaffeehandel kam sie in viele Häuser, auch in die Häuser der Reichen; und da bekam sie fast überall ihre Gaben, theils in barem Gelde, theils in gebrauchten Kleidungsstücken und anderen Dingen. Und vor allem hatte sie doch einen reichen Herrn, von dem sie wunderbare Hilfe auch in äußerlichen Dingen erfahren durfte. Wie hat es sie einmal in den letzten Jahren freudig bewegt und erquickt, daß, als sie dem Herrn eine besondere Not in innigem Gebet ans Herz gelegt hatte, ihr 50 Mark ins Haus geschickt wurden! Sie hat den Namen des Gebers niemals erfahren; vom Herrn hat sie's mit herzlichem Dank angenommen.

Eines Tages befindet sie sich auf einem ihrer Gänge, in ihrer bekannten Ausrüstung — an jedem Arm einen Korb. Sie will in eine Straße einbiegen. Da wird sie innerlich getrieben umzukehren und durch eine andere Straße zu gehen. Warum, weiß sie nicht; sie soll es aber bald erfahren. Wie sie durch die andere Straße geht, begegnet ihr eine Freundin, die bei ihrem Anblick auf sie zueilt und sagt: „Hanna, ich freue mich, dich zu sehen, ich wollte dir immer schon etwas für deine Armen geben.“ Das überreichte Goldstück machte Frau Faust klar, warum

sie durch diese Straße hatte gehen müssen. Wieviel Not konnte sie damit wieder lindern! Ihrer Freude und Dankbarkeit für solche Erfahrungen konnte sie wohl mit Tränen in den Augen Ausdruck geben durch die Worte: „O, ein treuer Gott!“

Ein anderes Mal steigt sie in die elektrische Bahn und setzt sich in eine Ecke des Wagens. Ihr gegenüber sitzt ein älterer Herr, den sie nicht kennt. Der redet sie plötzlich an: „Frau Faust, Sie brauchen doch so viel für Ihre Armen, und mich besuchen Sie gar nicht. Ich gebe Ihnen auch gerne etwas.“ Sie antwortet: „O, das tue ich recht gerne, wenn Sie es erlauben.“ Er nennt seinen Namen, und am nächsten Tage geht sie hin. Sie bekommt eine Gabe für ihre Armen, und als sie ihm erzählt, daß sie sammle für ein Vereinshaus, das am Arrenberg gebaut werden solle, da gibt er ihr auch dazu ein unerwartet großes Geschenk. Sie dankte von Herzen ihrem Herrn, daß Er so wunderbar für sie sorge. Es waren viele, viele Hände, die sich bei ihren Bitten öffneten und ihr darreichten, was sie bedurfte.

Sie konnte aber auch alles brauchen, was man ihr gab, und war für alles dankbar, wußte auch für jede noch so unscheinbare Gabe, auch für eine aufs erste Ansehen unpraktische noch ein Plätzchen, wo sie damit Freude machen konnte. Wir haben bereits der mancherlei Dinge Erwähnung getan, die sie im Hause an der Riemenstraße zusammentrug, um sie wieder auszuteilen. Da liegt einmal in ihrem Armenstübchen ein weißes, reich mit Spitzen besetztes Brautkleid, daneben andere feine Kleider und Hüte, natürlich alles gebrauchte Sachen. Ein Freund, der das sieht, sagt ganz verwundert: „Aber, Frau Faust, was machen Sie denn mit all diesem feinen Plunder; sollen das etwa Ihre Armen tragen?“ Da lächelt sie und antwortet: „Diese Sachen kommen mir gerade wie gerufen; da habe ich eine arme Putzmacherin, die lange krank gewesen ist; die bekommt das Brautkleid, was kann die nicht

alles daraus machen! Und die anderen feineren Sachen verschenke ich an verschämte Arme in den besseren Ständen; Sie können sich gar nicht denken, wieviel Not und Armut da ist, und wie von Herzen dankbar die oft für solch ein Kleidungsstück sind.“

Einmal sagte sie, die äußerlich auffallend einfache Frau, zu demselben Freunde: „Ich freue mich, daß die Moden so oft wechseln.“ Der sah sie ganz erstaunt an: „Ja, aber Tante Hanna, seit wann kümmern Sie sich denn um die Moden? Bei Ihnen wechselt doch die Mode nicht?“ „Sehen Sie,“ war die Antwort, „ich gehe alle paar Monate bei meinen reichen Freunden rund und sammle Kleider für die Armen, und dann bekomme ich die aus der Mode gekommenen; darum freue ich mich über jeden Modenwechsel.“

Am Samstag abend glich ihr Stübchen einem großen Lager von Lebensmitteln. Da kamen die Kunden und empfingen — ohne Bezahlung — Fleisch, Brot, Kartoffeln, Gemüse und allerlei „Winkelsware.“

Wie sie den Armen bei ihren Gaben Jesu Gnade ins Licht zu stellen suchte, so war es auch ihr Bemühen, nicht nur das Allernotwendigste zu geben zur Stillung der Not, sondern sie war auch darauf bedacht, den Armen je und dann, wenn es in ihrem Vermögen stand, eine besondere Freude zu machen. Ihre Blumen Spenden, ihre „frischen Eier aus dem Elendstal“ sind wohl jetzt noch nicht nur bei Armen, sondern bei allen ihren Freunden in guter Erinnerung.

Da war am Arrenberg ein altes Ehepaar, das sich kümmerlich durch Spulen ernährte; es wohnte in dem Dachstübchen eines Hauses, in dem unten Wirtshaft war. Es kam der Tag ihres fünfzigjährigen Ehejubiläums heran. An einem Montag kamen die Verwandten zu dem Wirt unten im Hause, sprachen mit ihm und sagten ihm, sie möchten den Tag der goldenen Hochzeit recht schön feiern und damit den beiden lieben Alten eine Freude machen. Der

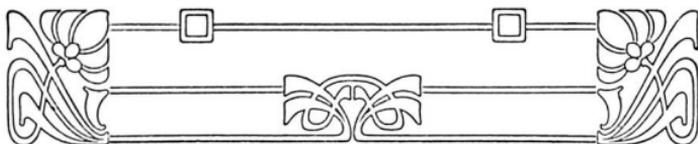
Wirt gab ihnen den Rat: „Wenn ihr ein schönes Fest feiern wollt, dann müßt ihr zur Frau Faust gehen, die kann das am besten besorgen.“ Sie bitten den Wirt, er möge zur Frau Faust gehen und sie darum bitten. Er verspricht das. Am nächsten Tage kommt er zur Tante Hanna und trägt sein Anliegen vor. „Ja,“ sagt sie, „das will ich wohl besorgen, aber wenn wir ein schönes, christliches Fest feiern wollen, müßt Ihr mir versprechen, daß Ihr Euch auch ganz in meine Anordnungen schicken wollt.“

„Das wollen wir tun,“ erwidert der Wirt, „wenn ich das Fest machen will, dann wird nichts Rechtes daraus; wenn Ihr's aber macht, dann wird's ganz gewiß wunderschön.“ Tante Hanna geht zum Bürgermeister, der gibt den Alten das übliche Ehrengeschenk; zugleich spricht er mit mehreren seiner Bekannten, die ein nettes Sümmlchen sammeln, deren Zinsen das Jubelpaar bekommen soll. Zugleich bittet er den ersten Gesangverein Elberfelds, er möchte doch den alten Leuten die Freude machen und ihnen ein Liedchen singen am Vorabend ihres Festtages; von Tante Hanna sind noch andere Gesangvereine bestellt. Und so wird da ein Ständchen gebracht, wie der Arrenberg noch keins gehört hat; viele, viele Menschen sind versammelt, aber es verläuft alles in der besten Ordnung und ohne jede Störung. Aber das Schönste kommt noch am Festtage selbst. Der ganze Arrenberg war zum Kaffee ins Vereinshaus eingeladen. Und alle, alle kamen. Das Jubelpaar wurde mit Brautführern und Brautführerinnen in Wagen abgeholt und zum Vereinshaus gefahren. Was mögen sie für Gesichter gemacht haben, als sie die große Versammlung im Vereinshaus sahen! Es kamen Leute der verschiedensten Richtung, aber alle in einer Freude und einträchtigem Sinn. Einen reichen Herrn, der sonst nicht viel übrig hatte für speziell christliche Dinge, hatte Tante Hanna auch um einen Beitrag gebeten zu den Kosten des Festes und hatte ihn auch freundlichst zum Fest eingeladen. Er hatte gesagt: „Ich bin zwar in religiöser

Beziehung ganz andern Sinnes als Sie, liebe Frau Faust, aber daß Sie sich der Armen so sehr annehmen, das gefällt mir; wenn ich kann, komme ich zu dem Feste.“ Und er kam mit seiner Equipage angefahren und verweilte mit sichtlichem Wohlgefallen längere Zeit auf dem Feste. Ein sozialdemokratischer Gesangverein vom Arrenberg wollte auch nicht zurückstehen: er wollte auch ein Lied beim Feste singen. Tante Hanna wollte sich darauf erst nicht einlassen; als aber die Leute versprachen, bei der Wahl des Liedes sich nach ihren Wünschen zu richten, gab sie ihren Widerstand auf — und der Verein hat gesungen. Das ganze Fest nahm einen herrlichen Verlauf; die beiden alten Leute strahlten nur so vor Vergnügen, daß ihnen von der lieben Frau Faust solch ein Festtag bereitet wurde. — Als denkwürdiges Ereigniß wurde noch lange am Arrenberg erzählt, daß ein schrecklicher Trinker, der sonst keinen Tag nüchtern war, an diesem Tage von den Freunden abgeholt und auch wieder nach Hause geleitet wurde, so daß er tatsächlich an diesem Fest- und Ehrentag nüchtern blieb.

Wer Liebe sät, erntet auch Liebe. Tante Hanna hat in ihrer Arbeit unter den Armen reichlich Liebe gesät durch Gottes Gnade, sie hat auch viel Liebe ernten dürfen.





8. In der Seelsorge.

„Sched he med de Hanna Kessler vam Arrenberg.“ Tante Hanna und die Frauenfrage. „Solange ich lebe, wird da nichts draus.“ „Sie hat en Doktor hoalen loten?“ „Nir do; die Bibelstond es ut!“ „Herr Paschtoar, nu es et genug!“ Wie einer den Staub von den Füßen schüttelt. Das Geheimnis ihrer Seelsorge. „Do es de Dör.“ „Hanna, geh nach Hause!“ Was Tante Hanna vom Zukunftsstaat hält, und wie sie einem zum Geburtstag gratuliert. Die Sonntagschule in der Anilinstraße. Und Helferinnen dafür. Und das Lokal dafür. Die Netterin in Todesnot. Korb voll — Korb leer. „Dem lieben Vater.“ „Der Gott muß der rechte sein, den diese alte Frau anbetet.“ „Deine Liebe hat mich kaput gemacht.“ Wie Tante Hanna eine Stütze fand, und wie sie zwei lebensmüde Menschenkinder rettete. „Hör mal, dir ist auch nicht nett zu Mut!“ Noch ein durch Liebe Überwundener. Das Attentat am Niederwalddenkmal. „Es gibt doch einen Gott!“ Tante Hanna die Seelsorgerin unter den Reichen und Gebildeten und unter den Pastoren. „Wo fehlt es wohl bei mir, Hanna?“ Die Kandidatenmutter.

Wie? In der Seelsorge? Ist das denn auch ein Kapitel in Tante Hannas Leben? Hab' ich doch gemeint, die Tante Hanna sei so eine nüchterne Frau gewesen, und nun höre ich, daß sie Seelsorge getrieben hat! Vielleicht steigen allerlei Gedanken vor deinem Geist auf, als ob sich unsere Tante Hanna am Ende doch ein wenig habe hineinziehen lassen in den Geist der modernen Frauenbewegung, als ob sie etwas an sich gerissen habe, was der Frau nach der Auffassung der Heiligen Schrift durchaus nicht zukommt. Nur gemacht, lieber Leser! Allerdings, Seelsorge hat Frau Faust getrieben in ausgedehntem Maße. Das ganze vorhergehende Kapitel von ihrer Armenarbeit ist eigentlich ein Kapitel von praktischer Seelsorge; sie hat auch insofern Seelsorge getrieben, als sie sich nicht

scheute, auch als Frau den Leuten in der ihr eigenen praktischen Art den Weg zur Seligkeit in Privatunterredungen klarzulegen. Passierte es doch einem treuen Seelsorger unserer Gemeinde, den Tante Hanna selbst zu einem furchtbar verrohten Menschen, an dem sie schon vorgearbeitet, gerufen hatte, daß der Kranke, als der Seelsorger anfing, mit ihm zu reden, ihm ziemlich barsch zurief: „Scheef he meef de Hanna Kessler vom Arrenberg, die kann eef besser verstou.“¹ Ja, sie trieb Seelsorge, aber sie blieb dabei in ihren Grenzen, die ihr als einer Frau gesteckt waren. Hofprediger Dhlh in Berlin sagt von ihr: „Mit besonderer Schärfe trat sie wohl gegen die Frauen auf, die bei ihrem Wirken für das Reich Gottes die feine Grenzlinie überschritten, die nun einmal in Gottes Wort der Frau gezogen ist. An Versuchungen, diese zarten Linien selbst zu verwischen und sie anders zu ziehen, als es in Gottes Wort der Fall ist, hat es nicht gefehlt, aber sie hat ihnen widerstanden, wie einst der Täufer der Versuchung, mehr aus sich zu machen als er war. Gerade darum hat sie nun auch der Herr in ihrem Wirken so reich gesegnet.“ Und der liebe Pastor Thyssen in Langenberg, jetzt in Bremen, der unter ihren Augen aufgewachsen ist und dem sie lieb war von Kind auf, gibt ihr das Zeugnis: „Sie war konservativ auch in der Frauenfrage. Es war ihr eine Herzenswonne, daß ich mich klipp und klar zu der alten Auffassung bekannte, daß die Frau ins Haus gehöre als Hausfrau und Hausmutter, daß sie weiter dienen möge in Werken des Glaubens und der Liebe, und daß sie wohl auch im Kreise der Jungfrauenvereine oder ähnlichen Bestrebungen auftreten dürfe. Das Auftreten der Frau aber in gemischter Versammlung oder gar in der Öffentlichkeit war ihr ein Greuel. Sie hat auch mit all ihrem Wirken diese ihre Stellung vertreten. Sie hat wohl einmal im Glendstal ein paar Worte —

¹ Schid' er mir die Hanna Kessler vom Arrenberg, die kann ich besser verstehen.

wie sie jede Wirtin redet — ihren Gästen in den Saal hinein zugerufen, aber nie ist sie in gemischter Versammlung als Rednerin aufgetreten. Ich selbst bin wiederholt Zeuge gewesen, daß sie dazu aufgefordert wurde, sie hat aber jedesmal rundweg und ohne jeden Zweifel abgelehnt. Sie hatte eine mannhafte Entschiedenheit und Kraft in ihrem Tun und Planen, aber sie vergaß nicht die ihr als Frau gesteckten Grenzen. Es lag bei all ihrer Kraft die Weihe eines reinen Frauengemütes über ihr. Und das — nicht aber der starke Arm oder das polternde Wort — hat manchen bösen Buben, der zürnend und wild vor ihr stand, entwaffnet und zur Ruhe gebracht. Es schien ihr ein Schmerz zu sein, daß einer ihrer besten Freunde und Gönner in das Fahrwasser der modernen Frauenbewegung hineingeraten zu sein schien. Sie wußte also auch in dieser Frage, was sie wollte. Ihre Stellung war klar und entschieden. Und sie hat mit ihrer Stellung gewirkt!“

Ich hörte sie einmal mit tiefer Erregung erzählen, daß man den Saal im Glendstal hätte haben wollen für eine Versammlung, in der Frauen reden sollten. Mit ganzer Entschiedenheit wies sie das von sich. „Solange ich lebe, wird da nichts drauß.“ Und sie hätte die Gabe zum Reden gehabt, wie vielleicht wenig andere. Aber, so schreibt eine nahe Freundin, sie kannte an sich selbst eine gewisse Ekstase, die andere fortreißen konnte, und wußte, daß eine Gefahr darin liegt.

Überhaupt hatte sie einen ausgeprägt nüchternen Sinn, der sich gegen alles Überspannte, Schwärmerische wehrte. Sie war nicht zu übergeistlich geworden, um nicht ihrem köstlichen Humor immer wieder Spielraum zu lassen. Zu einem Freunde, der sie nach schwerer Krankheit als genesen begrüßte, konnte sie heiter, mit schalkhaftem Lächeln sagen: „Hör enß, bauld wör eck ünck um de Ecke gefitscht.“¹

¹ Hör einmal, bald wär' ich euch um die Ecke gefitscht.

Einer ihrer nahen Freunde, der eine größere Gemeinschaft leitete, ritt eine Zeitlang das Steckenpferd, ein gläubiger Christ dürfe in Krankheitsfällen keinen Arzt gebrauchen. Kaum war man mit diesem vom Herrn gesegneten lieben Bruder zusammen, so wurde sein Pferdchen gleich in Parade vorgeführt. Nun ereignete es sich, daß der liebe Freund eine Reise unternommen hatte und unterwegs eines Tages plötzlich krank wurde. Alles Beten, Sandauslegen und Salben mit Öl war vergebens. Der Bruder entschloß sich endlich, einen Arzt kommen zu lassen, dessen Mittel so anschlugen, daß in wenigen Tagen die Gesundheit wieder hergestellt war, so daß die Reise fortgesetzt werden konnte. Von der Zeit an ist jenes Kößlein nicht wieder hervorgeholt worden. Als der Bruder, kuriert und beschämt, der Tante Hanna eines Tages davon erzählte, konnte sie ihre Freude nicht unterdrücken und sagte in ihrer kindlich naiven Weise: „Wat? dat hätt ek van Ihnen mit gedeit. Sie hant en Dokter hoalen loten?“¹

Hier sei auch eines anderen Grundzuges ihres Wirkens gedacht: sie war in ihrer ganzen Stellung und in ihrer ganzen Arbeit durch und durch kirchlich. Engherzig war sie nicht: sie hatte Gemeinschaft mit allen Kindern Gottes; alle waren ihr lieb und wert; sie selbst aber blieb unserer Kirche treu bis zum letzten Atemzuge. Der treue Gottesmann Feldner war ihr ein Freund und hat viel in ihrem Hause verkehrt, aber als er damals meinte, mit einer ganzen Reihe von Gemeindegliedern austreten zu müssen, da hat er unsere Tante Hanna in keiner Weise beeinflussen können; er schied sich auch von ihr. Der selige Prediger Nebiandt mit seiner innigen Jesuſiebe und seinem allianzfreundlichen Herzen blieb ihr ein treuer Freund, auch als er aus der Kirche geschieden war, aber ihre Stellung hat er nicht beeinflußt. An Versuchen hat es nicht gefehlt, sie in freikirchliche und gegenkirchliche Bewegungen hinein-

¹ Was? das hätte ich von Ihnen nicht gedacht. Sie haben einen Doktor holen lassen?

zuziehen. Ich nenne aus älterer Zeit einen Mann wie Pochhammer, aus neuerer Zeit Pastor Idel. Sie sind bei Tante Hanna nicht auf ihre Rechnung gekommen. Sie beklagte aufs tiefste die Spaltung und Zerklüftung der Kinder Gottes und wollte stets in ihrem einfältigen, nüchternen Sinn ihre stille Arbeit forttreiben. Bezeichnend für sie nach dieser Richtung hin ist eine Äußerung, die sie einmal in einer Bibelstunde in der Anilinstraße getan hat. Dort hatte einer der freikirchlichen Führer eine Bibelstunde gehalten und sagte am Schluß: „Wer jetzt noch etwas Besonderes auf dem Herzen hat, der soll noch hier bleiben. Da steht sie auf und ruft den Leuten zu: „Nig do; de Bibelstond es ut; wie gont no Hus; et het nömes mehr wat tu melden.“¹

Der Schwede Franjon kam nach Elberfeld und hielt in ihrem Lokal Bibelstunde. Frau Faust kannte seine unnüchternen, schwärmerische Art noch nicht. Nach der Bibelstunde ging Franjon durch die Reihen hindurch und fragte jeden einzelnen, ob er bekehrt sei. Eine Dame war darüber sehr empört und sagte zu Frau Faust: „Verbieten Sie ihm das doch.“ Frau Faust antwortete: „Böß du stell; ek well doch es kicken, wat he macht.“² Da redete Franjon mit einem Manne, der außerordentlich grob wurde. Frau Faust fürchtete, es könnte zu Tätlichkeiten kommen, rief dem übereifrigen Franjon zu: „Herr Paschoar, nu eß et genug; so wat sind vie hie nit gewont.“³ Aber die Frau jenes groben Mannes, die selbst auf den Knien lag, rief: „Frau Faust, waren se doch noch en Dgenbleck, he macht gerade minnen Mann prat.“⁴ Franjon war zum ersten und zum letzten Male dagewesen; zu Frau Faust durfte er nicht mehr kommen.

¹ Nichts da; die Bibelstunde ist aus; wir gehen nach Haus; es hat niemand mehr etwas zu melden. ² Sei du still; ich will doch einmal sehen, was er macht. ³ Herr Pastor, jetzt ist es genug; so etwas sind wir hier nicht gewöhnt. ⁴ „Frau Faust, warten Sie doch noch einen Augenblick; er macht gerade meinen Mann fertig.“

Der weithin bekannte Pastor Idel, der eine ungesunde, auf schriftwidrigen Bahnen wandelnde Heiligungsbewegung hervorgerufen hatte, suchte auch bei ihr anzukommen. Es sollte sich gerade der Jünglingsverein versammeln, als er zu Frau Faust kam. Dieselbe fürchtete, der feurige, beredete Mann werde am Ende doch die jungen Leute verwirren. Deswegen stellte sie sich vor die Thür und wehrte dem Pastor Idel den Eintritt, indem sie sagte: „Herr Paschtoar, eck hev kenne Tied.“¹ Idel versuchte, weiter mit ihr zu reden, sie unzustimmen, aber sie blieb bei ihrem: „Eck hev kenne Tied.“ Da sagte Idel zu ihr: „Frau Faust, ich kloppe Ihren Staub von meinen Füßen.“ Dabei klopfte er tatsächlich den Staub von seinen Füßen. Frau Faust ließ ihn ruhig klopfen und — weiterziehen.

Ihre Liebe zur Kirche übertrug sie auch auf die Diener der Kirche. Wir Pastoren und unsere Häuser durften ein reiches Maß ihrer Liebe und fürbittenden Treue genießen. Es war so, wie Freund Thyssen schreibt: „Was sie einmal als recht und gut erkannt, dem blieb sie treu durch dick und dünn hindurch. Daraus z. B. erklärt sich ihre wirklich rührende Liebe zu den Pastoren. Sie ist oft in meinem Elternhause die Pastorenmutter genannt worden. An die Pastoren durfte ihr kein Mensch tasten. Wehe dem, der ihnen zu nahe trat! Von den Fehlern der Pastoren redete sie nicht, sie mag sie innerlich getragen und beseufzt haben, äußerlich merkte man nichts davon. Wenn einer etwas gegen ihre erklärten Lieblinge sagen wollte, konnte sie wohl die Sache knapp erledigen mit einem Wort: „Jöt sölen froa sinn, dat jöt se hant.“² Es mag manchem unter uns fast ein wenig bange geworden sein bei dieser Hochachtung und Liebe im Blick auf den eigenen Unwert.

Bei all ihrer Demut muß es gesagt werden, daß wir

¹ Herr Pastor, ich habe keine Zeit. ² Ihr solltet froh sein, daß ihr sie habt.

Pastoren viel von ihr, der einfachen Frau, zu lernen hatten in der Behandlung der Menschen. Sie war eben wirklich eine Meisterin in der Seelsorge, die Gott selbst ausgerüstet hatte mit reichen Gaben, den Seelen zu dienen und sie dem Heiland zuzuführen. Und zwar war ihre Seelsorge außerordentlich praktischer, einfacher Natur. In vielen Fällen ließ ihre Liebe sie den Schlüssel zu Herzen finden, die völlig verschlossen und unzugänglich schienen. Das Geheimnis ihrer Seelsorge lag aber nicht darin, daß sie so viel ungewöhnliche Gaben von Natur besaß, sondern daß sie gelernt hatte, daß Beten und immer wieder Beten die Grundlage aller Seelsorge sein muß. Sie stand in stetem Umgang mit dem HErrn und hatte sich daran gewöhnt, Ihm alles zu sagen, was sie bewegte. So war sie auch treu in der Fürbitte für ihre Freunde und auch für die Seelen, die noch fern vom Heiland waren. So ist's geblieben bis zum letzten Tage ihres Lebens, und sie hat wunderbare Erfahrungen gemacht von der Macht unseres Gottes, der Gebete erhört. So fiel es ihr im letzten Jahre ihres Lebens schwer auf die Seele, daß sie so wenig von der Bekehrung einer Seele höre. Sie sagte es ihrem Heiland, Er möge doch beweisen, daß Er Sünder erretten könne aus der Macht der Finsternis, Er möge es auch wieder einmal sehen lassen. Das sagte sie Ihm wieder und immer wieder. Und siehe da, ganz kurz darauf kommen einige ganz junge, noch nicht lange konfirmierte Mädchen zu ihr mit freudestrahlenden Gesichtern: „Wir haben uns dem HErrn Jesus übergeben.“ Wir können uns denken, wie das die Tante Hanna ganz besonders gefreut hat; wußte sie doch aus eigener Erfahrung, von wie großem Wert eine frühzeitige Bekehrung der Jugend ist. — Dann kam wieder eine Frau, die sehr gedrückt und traurig aussah. Sie hätte gerne einmal bei der Tante Hanna ihr Herz ausgeschüttet, aber die Verhältnisse ließen es nicht zu. Tante Hanna merkte wohl, was ihr fehlte und befahl sie im Gebet dem treuesten Seelsorger, dem

Herrn, wie sie es denn immer für besser hielt, viel mit dem Herrn über die erweckten Seelen zu reden, als viel auf sie einzureden. Nicht lange danach kommt jene Frau wieder, aber diesmal mit sehr fröhlichem Gesicht: der Herr hat ihre Last weggenommen, und sie kann sich ganz ihres Heilandes freuen. Tante Hanna hat sich herzlich mitgefrenut.

So wie sie im steten Gebetsumgang mit dem Herrn stand, so hatte sie sich auch daran gewöhnt, auf seine Winke zu achten und ihnen gehorsam zu sein. Sie ließ sich in inneren und äußeren Dingen vom Herrn leiten und ist gut dabei gefahren. Das galt namentlich für ihre Besuche und Gänge, die sie machte. Dinge, die andere nur als geringfügige Außerlichkeiten und Zufälligkeiten ansahen, waren ihr Fingerzeige ihres Heilandes. Und es hat sich mehr als einmal bewiesen, daß sie recht hatte mit ihrem einfältigen kindlichen Glauben an eine Leitung ihres Herrn bis ins kleinste hinein.

Dazu kam bei ihr — und das ist bei unseren hiesigen Verhältnissen nicht hoch genug anzuschlagen — ein großer, starker Mut und eine außergewöhnliche Freimütigkeit, Gaben, die sie wohl von Natur hatte, die aber bei ihr durch den Geist Gottes geheiligt und vertieft worden sind. In jener furchtbaren Cholerazeit steht sie in dunkler Nacht am Bette einer Schwerkranken. Der Arzt wäre dringend nötig, aber es ist niemand da, der ihn holt. Da macht sich unsere Hanna auf den Weg. Auf der finsternen, unheimlichen Straße wird sie von einigen rohen, halb angetrunkenen Männern belästigt. Was macht sie? Sie macht ihnen mit wenigen, aber derben Worten klar, daß sie vom Lager einer sterbenden Kranken komme, und redet mit so viel Nachdruck vom Ernst der Ewigkeit und des Gerichts und der allein rettenden Gnade, daß die Männer gar nicht mehr daran denken, ihr lästig zu werden, sondern wie geschlagen ihre Straße ziehen.

Wie oft wurden die armen, verblendeten Männer

wütend, wenn sie mit ihrem Zeugnis vom Herrn in die Häuser kam. Man hat ihr gesagt, man wolle sie die Treppe hinunterwerfen, man hat sie mit dem Messer bedroht; sie blieb ruhig und mutig bei dem allem und hat manch einen von den wütenden Männern durch ihre freudige, getrostete und mutige Liebe entwaffnet und besiegt.

Auch als alte Frau kannte sie keine Furcht. Kurz vor ihrem Heimgang wollte sie sich eines Abends gerade schlafen legen. Da hört sie unten im Hausflur ein Geräusch, als ob sich da jemand zu schaffen mache. Sollte sie etwa vergessen haben, die Haustür abzuschließen? Kurz entschlossen kleidet sie sich schnell wieder an und geht, die Lampe in der Hand, die Treppe hinunter. Da, richtig, — im Hausflur steht ein fremder Mann, der sehr verdächtig aussieht. Frau Faust fleht zum Herrn um seinen Beistand und dann tritt sie mit völliger Ruhe dem fremden Menschen gegenüber: „Wat wuaken¹ Sie denn noch?“ so fragt sie ihn. Ja, was der gewollt hat; er weiß es selbst nicht mehr. Ob er an die Kassen der Vereine gewollt hat, die er im Hause der Frau Faust vermutet hat, wer kann's ergründen? Jedenfalls ist er durch die königliche Ruhe der alten Frau so verwirrt, daß er erst gar nichts Rechtes herausbringt. Dann stottert er die allerdings nicht ganz glaubwürdige Entschuldigung hervor: „Eck hev meck verlopen.“² Da geht Tante Hanna auf die Haustür zu, macht dieselbe weit auf und sagt zu dem unbekanntem Manne: „Do es de Dör.“³ Und er ver-schwindet lautlos im Dunkel der Nacht.

Dieser ihr stiller, getrosteter Mut ist in vielen Fällen von unberechenbarem Segen gewesen. An einem Nachmittage sitzt sie so recht behaglich beim Jahresfest des Rettungshauses. Sie ging ja immer besonders gern zu diesem Feste. Heute ist sie früh gegangen, nachdem sie daheim alle Arbeit erledigt hatte, und hat sich ein schönes,

¹ wollen. ² Ich hab' mich verlaufen. ³ Da ist die Tür.

gemüthliches Plätzchen erobert und freut sich an der schönen Gemeinschaft, die sie da haben darf. Auf einmal — es ist vielleicht die Hälfte des Festes vorüber — heißt es in ihr: „Hanna, du mußt nach Hause!“ „Ach, was,“ sagt sie dagegen, „ich habe doch alles in Ordnung gebracht.“ Aber vergebens! Immer wieder ist's, als ob eine Stimme rief: „Hanna, geh nach Hause, geh nach Hause!“ Schließlich kann sie nicht mehr widerstehen. Sie packt auf und geht heim. Als sie eben damit fertig ist, sich anzuziehen, hört sie auf dem Platz vor ihrem Hause einen furchtbaren Lärm, Geschrei von vielen Menschen, Laufen und Rennen. Sie geht eiligst hinaus und sieht einen großen Knäuel von Menschen, in dessen Mitte sich offenbar ein großer Streit abspielt. „Wat es denn loß?“ fragt sie eine Frau, die dabei steht. „O Tante Hanna,“ sagt die Frau, „da ist eine furchtbare Schlägerei, mischen Sie sich nur nicht hinein, sonst kriegen Sie auch noch was mit.“ „Ach wat,“ ist die entschlossene Antwort, „ed hæv¹ en starken Gott.“ Und die kleine, mutige Frau drängt sich durch die Menschenmasse hindurch bis in die Mitte hinein; was sie da sieht, das läßt ihr allerdings fast das Blut in den Adern gerinnen: da steht ein junger Mann, das Messer in der hoch erhobenen Faust, und ist gerade im Begriff, seinen eigenen Vater niederzustecken. Kurz entschlossen eilt Tante Hanna herzu, legt ihre Hand auf den hochehobenen Arm und fragt laut und nachdrücklich: „Gustav, wat machst du?“ Da ist's, als ob der Mensch aus einem bösen, schweren Traum erwache; die einfache Frage bändigt seinen Zorn; die erhobene Hand sinkt. Tante Hanna faßt ihn bei der Hand und führt ihn wie ein willenloses Lamm nach seiner Wohnung, — und er läßt sich führen. Als sie dort angelangt sind, stürzen ihm Tränen aus den Augen; es sind Dankes- und Freudenstränen. Er kann gar nicht mehr aufhören, der Frau Faust zu danken, daß sie ihn bewahrt hat, daß er kein Vater-

¹ ich habe.

mörder geworden ist. Und Tante Hanna findet nun auch Gelegenheit, ihm noch manches gute Wörtlein zu sagen.

Zu diesem großen Mute und Freimute kam aber auch die Gabe, daß sie in den meisten Fällen auch das rechte, treffende Wort sagen konnte. „Sie war nicht auf den Mund gefallen,“ so würde man nach der Welt Weise sagen, aber auch diese Gabe war bei ihr geheiligt durch den Geist unseres Gottes. Wie manchem schwer angefochtenen Gotteskinde hat sie oft ein ganz knappes, kurzes Wörtlein gesagt, das durch des HErrn Gnade hat Trost bringen dürfen! Wie manchen Feind hat sie auch entwaffnet durch ein kurzes, aber treffendes Wort, das der HErr ihr gab!

Wie Tante Hanna oft mit ihrem gefunden Menschenverstand und urwüchsigen Humor die Demokraten abfertigte, ist herzerfrischend. Da malt ihr einer den Zukunftsstaat in den glänzendsten Farben aus und versichert sie, all die Ungerechtigkeiten, die es in der heutigen Gesellschaft noch gebe, würden dann gründlich abgetan. „So,“ antwortet sie ganz trocken, „sagt nur einmal, lieber Mann, wo bleibt ihr dann im Zukunftsstaat mit den Säusern und Faulenzern?“ Der Mann ist die Antwort schuldig geblieben.

Einmal trifft sie drei angetrunkene junge Bürschchen, die gerade im Begriff sind, an ihrem Hause Schieferplatten abzureißen. Sie geht darauf zu mit der Frage: „Was macht ihr da?“ Zwei von ihnen weisen auf den etwas abseits stehenden Dritten: „D, der hat heute Geburtstag.“ (D. h.: Somit vergnügen wir uns auf unsere Weise.) Da geht Frau Faust auf jenen Dritten zu, streckt ihm die Hand entgegen und wünscht ihm mit herzlichen Worten Gottes Segen. Die Bürschchen sind durch solche Freundlichkeit völlig entwaffnet, und sie darf ihnen noch ein kräftiges Zeugnis von dem Sünderheiland mit auf den Weg geben.

Viele, viele Seelen haben zu ihr Vertrauen gefaßt und haben mit ihr geredet von ihrem eigenen Seelenheil,

von der Not, die sie mit ihren Kindern hatten, von äußerer Not und vielem anderen mehr. Wie kam das? Sie hatte eine Eigenschaft, die unbedingt einer haben muß, der sich mit Seelsorge befassen will: sie konnte schweigen. Wie nahe hätte bei ihr die Versuchung gelegen, wenn sie mit ihren Kaffeeförben von Haus zu Haus ging, allerlei Neuigkeiten von einem Haus zum anderen zu tragen, sich interessant zu machen mit allem dem, was sie so hin und her erfuhr. Nichts von dem! Was man ihr sagte, das blieb in ihrem Herzen eingeschlossen und verborgen! Sie sprach mit Menschen nicht darüber, um so mehr aber mit dem Heiland, der ja schließlich doch allein helfen kann. Dazu kam, daß sie Ernst machte mit dem, was uns das achte Gebot zur Pflicht macht: „Gutes von dem Nächsten reden und alles zum besten kehren.“ Sie hat sich eine milde Art des Urtheilens bewahrt, und sie konnte oft gar sehr wehren, wenn man einen Menschen verurteilen wollte. Mir ist es unvergeßlich, wie sie mit leuchtendem Auge im Blick auf jemanden, der ihr nicht wohlgesinnt war, sagte: „Der ist nicht so schlimm, den muß man überwinden mit Liebe.“ Sie hat selbst erfahren, wie wehtuend falsche Urtheile sind; drum hat sie gelernt in der Schule des HERRN, milde zu urtheilen.

Wenn wir uns aber fragen, wie sie eigentlich ihre Seelsorge ausgeübt und getrieben hat, so ist die Antwort: Sie hat nicht viel gepredigt und geredet, sondern sie hat geliebt, Liebe in der That geübt, und hat dadurch dem Heiland eine Bahnbereiterin sein dürfen zu mancher Herzen; sie hat auch vielen angefochtenen Kindern Gottes wieder zurechthelfen dürfen in Stunden innerer Anfechtung und Not. Wir lernen ihre Art am besten kennen aus einigen Erlebnissen aus ihrer Seelsorgearbeit, die wir hier in Kürze wiedergeben wollen.

Die erste Geschichte hat Pfarrer Führer in Kleinschmaldden aus Tante Hannas eigenem Munde gehört. Tante Hanna erzählte:

„Hier oben im Elendstal haben wir einen großen Saal. Darin wird Sonntagsschule gehalten, aber nur in der wärmeren Jahreszeit. Der Saal läßt sich nicht heizen. So war es denn einmal ein recht kalter Herbsttag. Die Kinder hatten sich zahlreich eingestellt, und ich sagte zu ihnen: „So, ihr Kinder, es wird jetzt kalt. In unserm großen Saal können wir von nun ab nicht mehr sein. Den ganzen Winter über ist also nur noch für die Kinder vom Elendstal hier oben Unterricht in der Sonntagsschule. Für die reicht das Zimmer nebenan, in dem wir auch warm machen können. Ihr anderen kommt denn, so Gott will, alle wieder her, wenn es erst Frühling ist.“

Damit wollte ich sie verabschieden. Aber da kamen die Kinder von der Anilinstraße zu mir her, es war ein ganzer Trupp, die riefen: „Aber Tante Hanna! Wir müssen doch jeden Sonntag hierher! Uns willst du doch nicht auch wegschicken? Bei uns in der Anilinstraße ist erst vorige Woche wieder ein Mord vorgekommen! Wir müssen alle Sonntage etwas Gutes hören bei dir.“ „Ach,“ sage ich, „ihr lieben Kinder, wie kann ich euch denn hier behalten? Hier im Saal werden wir vor Frieren bei der Winterkälte alle krank werden, und da drin reicht der Raum für so viele nicht aus.“ — „O, Tante Hanna,“ riefen sie, „komm doch zu uns in die Anilinstraße und halt bei uns Sonntagsschule!“ — „Ja, was ihr wohl denkt,“ gebe ich zur Antwort, und so gehen sie denn ganz betrübt ihre Wege. Und ich, ich sah ihnen nach, wohl noch betrübter als sie, denn ich mußte mir immer wieder sagen: „Die Kinder haben ganz recht, ganz recht. Wenn für die Anilinstraße nichts geschieht, dann kann es dort noch fürchterlich werden.“ Die ganze Nacht von Sonntag auf Montag habe ich denn nur wenig schlafen können. In den schlaflosen Stunden habe ich meinem lieben Heiland die ganze Sache vorgelegt, die Bitte der Kinder und den schweren Notstand in der Anilinstraße, und habe ihn gebeten, daß Er mir helfen möchte, und daß Er in meinen

dummen alten Kopf die rechten Gedanken hineinlegen solle. Mir wollte gar nichts einfallen. Wie sollte ich Lehrer oder Lehrerinnen für eine Sonntagsschule dort bekommen? Wie sollte ich ein Lokal finden?

Da kommt am frühen Montag morgen lieber Besuch, Frau M. Die sagt zu mir: „Denke dir, liebe Hanna, da bringt mir der Postbote einen Brief von meiner Nichte, dem Fräulein M. Die schreibt mir, sie wolle für längere Zeit hierherkommen und möchte gerne in einer Sonntagsschule helfen, am liebsten, schreibt sie, bei Tante Hanna. Meine beiden Mädchen haben auf einmal auch Mut bekommen, sie wollen mit der Cousine zusammen bei dir Sonntagsschullehrerin werden.“ Ist das nicht wunderbar, wie Gott die Menschenherzen lenkt? Als die Kinder und ich uns darum sorgen, was zu tun ist, lenkt Gott schon ein Mädchenherz in weiter Ferne und tut, was wir nicht tun können. Da hatte ich die Antwort auf mein Gebet, die lieben Kinder haben gewiß auch gebetet. Drei Lehrerinnen auf einen Schlag! Und ich hatte keinen Schritt dazu zu machen brauchen! Sie wurden mir ohne alles Zutun gebracht. Ja, da war Gottes Waterhand deutlich im Spiele.

So machte ich mich denn am selben Nachmittag noch auf zur Anilinstraße, um mich dort nach einem Lokal umzusehen. Als mich die Kinder von weitem erkennen, laufen sie mir entgegen und sind schon ganz glücklich: „Jetzt bekommen wir doch eine Sonntagsschule!“ — „Nur ruhig, ruhig, Kinderchen,“ beschwichtigte ich ihren Jubel, „das fragt sich noch sehr. Es wird gewiß kein Lokal da sein.“ — „O ja, das ist da,“ rufen sie und stürmen davon wie der Wind. Bald sind sie wieder da und haben in der Geschwindigkeit mit einer Wirtsfrau verhandelt. Die steht in der Haustür und nickt mir zu. Ich gehe hin und frage sie. Sie sagt: „Sie können unsern Saal gerne jeden Sonntag haben.“ — „Das hört sich wohl ganz gut an,“ sage ich, „aber bei mir geht's nach dem

Wort: Ihr Frauen, seid gehorsam euren Männern! Ist denn auch Ihr Mann damit zufrieden?" Der Mann war katholisch. „O," sagte sie, „darum brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen; wenn ich Ihnen den Saal verspreche, ist er's zufrieden; was ich mache, ist ihm recht."

So konnte denn die neue Sonntagsschule gleich am nächsten Sonntag beginnen. Nein, gab das ein Aufsehen, als ich mit meinen drei vornehmen Fräulein am Sonntag daherkomme! Es ist so eine recht schmutzige Straße, die Anilinstraße, lauter Mietzkasernen, eine Menge Armut und Elend und Nichtsnutzigkeit und Sünde beisammen. — Unterwegs sagten meine drei jungen Damen immer: „Aber du mußt anfangen, Tante Hanna!" — „O nein," sagte ich, „ihr könnt das ganz gut. Fangt nur einmal an und erzählt etwas recht Schönes und Gutes und ermahnt sie und sagt ihnen vom Herrn Jesus." Und wirklich, es ging prächtig, als die erste Angstlichkeit überwunden war.

So ging es ein paar Wochen lang, und die Kinder waren sehr glücklich und wir mit ihnen. Da komme ich an einem Nachmittag durch die Straße, es war in der Woche, und es zupft mich jemand am Kleid; da stehen hinter mir drei blasser Kinder und sagen mit Tränen: „O, liebe Tante Hanna, der Vater ist jetzt so böse mit der Mutter gewesen und hat uns geschlagen, weil wir in der Sonntagsschule gewesen waren. Er hat gesagt, daß wären doch nur Lügen, was wir da zu hören bekämen, und wir sollten nie mehr hingehen, sonst ginge es uns schlecht." Ich tröstete sie dann und sage ihnen, sie sollten nur den lieben Heiland bitten, dann würde der Vater auch wieder erlauben, zu kommen, — eher dürften sie nicht wieder an der Sonntagsschule teilnehmen.

Als ich einige Tage nachher wieder dort vorbeikomme, es war in der Dämmerung, da sind die Kinder wieder da. Sie laufen mir entgegen, große Angst in den mageren Gesichtern, und rufen: „Komm, komm! liebe Tante Hanna! Ach komm doch schnell, schnell!" „Was ist denn?" frage

ich und höre mit Entsetzen: „Der Vater hat eine Axt auf dem Hofe geholt und geht eben die Treppe hinauf, um die Mutter totzuschlagen!“ Da laufe ich natürlich mit den Kindern, so rasch mich meine müden Beine tragen wollen und komme wirklich noch recht, — die Kinder um mich her, als wollten sie mich beschützen, — ich finde ihn, wie er langsam Stufe um Stufe die Treppe hinaufgeht, die Axt, eine große Metzgerart, in der Hand, und vor sich hin murmelt und flucht. Ich gehe zu ihm und sage zu ihm: „Ach, Sie armer Mann, Sie tun mir leid! Sie haben keinen Frieden.“ — „Nein, den hab' ich auch nicht,“ sagt er trozig und sieht weg und bleibt stehen. Da spreche ich denn mit ihm, was der liebe Gott mir in dieser Stunde eingibt und fasse die Axt an und nehme sie ihm schließlich aus der Hand, und er verspricht mir, daß er seiner Frau nichts tun will.

Gleich am nächsten Tage gehe ich wieder hin. Ich gehe auf ihr Zimmer. O, was für eine Armut! Kein Stuhl darin, nur ein Bett. Die Frau liegt vorn, der Mann dreht sich nach der Wand. „Kinder,“ sage ich, (ich bin eine alte Frau und kann mir das wohl erlauben, auch Erwachsene „Kinder“ zu nennen; es ist mir noch keiner darum böse geworden) „Kinder,“ geniert euch nicht um mich! Ich will mich einmal hierher setzen,“ und damit setze ich mich auf den platten Stubenboden, „denn ich bin sehr müde.“ Und nun spreche ich mit ihnen. Die Frau gibt mir auch Bescheid. Sie weint viel, aber ich merke, sie hat Glauben. Der Mann tut erst, als höre er nichts. Aber allmählich nimmt er auch teil. O, was für eine Verbitterung kommt da heraus! Es läßt sich gar nicht sagen, was für eine Verbitterung! Er war wegen Majestätsbeleidigung angezeigt und bestraft worden und stand überhaupt als roher Gefell in üblem Ruf. Jetzt wollte ihn niemand mehr haben, und da war er denn ohne Arbeit und wußte nicht, wie er mit seiner Familie leben sollte. Ich kann und will nicht alles wiedergeben,

was er in seiner namenlosen Verbissenheit herauszuschäumte, — nur einiges: „Ja,“ sagte er mit Hohn und Wut und ballte die Faust, „da liegt man nun und muß elend verr. . . .; in der Fabrik hat man sich die giftigen Dünste in den Leib geatmet und muß nun Hungers sterben. Das ist der Dank.“ Wie er vom Hungerssterben spricht, da rapple ich mich vom Boden auf und strecke ihm meine Hand hin: „Hier ist meine Hand. Solange ich noch etwas zu essen habe, sollen Sie auch was haben!“ Er sieht mich verächtlich an: „Altweibergeschwäg!“ — „Oho,“ sage ich, „verachten Sie ein altes Weib nicht! Hier ist meine Hand. Sie sollen schon sehen, was eines alten Weibes Wort wert ist.“ Er schlägt ein. So sage ich denn der Frau: „Nun steh einmal auf und mache dich zurecht! Habt ihr einen Henkelkorb?“ „Ja, den haben wir,“ sagt sie. „Nun, dann nimm ihn mit und komm!“

Sie geht mit mir in die Riemenstraße, und ich sehe nach, was ich gerade zur Hand habe, hole noch allerlei aus dem Laden und packe den Korb ganz voll Lebensmittel, in ganzen etwa für sechs Mark. Sie bedankt sich sehr, und ich sage zu ihr: „So, wenn das aufgezehrt ist, dann kommst du und holst noch mehr.“ Nun ging das so wochenlang: Korb voll, Korb leer, Korb hin, Korb her. Aber ich habe selber nichts und muß sehen, wie ich mir mein Stück Brot verdiene. Beim Kaufmann immer anschreiben lassen, das darf ich auch nicht. Wenn nachher die großen Rechnungen kommen, wovon soll ich sie bezahlen? Nun, ich denke aber: der Herr wird mir schon geben, was ich haben muß. Im Wuppertal wohnt ja auch manche liebe Freundin, bei denen ich in solchen Fällen anklopfen darf. Und wirklich, noch jedes Mal hatte ich alles Nötige beisammen, bis die Frau wiederkam.

Einmal schickten mir meine drei Fräuleins, von denen ich vorhin sagte, ein schönes, wollenes, großes Mannshemd. Halt! Das kommt mir aber gerade recht! denke ich, nehme das Hemd eingewickelt unter den Arm und

gehe in das Haus der Geberinnen. Die lieben Fräuleins sind alle drei daheim. „O,“ sage ich zu ihnen, „ihr lieben Mädchen, ihr müßt mir einen Gefallen tun.“ — „Gerne,“ sagen sie, „was soll es denn sein?“ — „Ihr habt mir doch so eine rechte Freude mit diesem schönen Wollhemd gemacht. Und seht, ich weiß schon jemanden, der es sehr gut brauchen kann. Nehmt, bitte, ein schmales Streifchen Papier und schreibt mir zuliebe darauf: „Dem lieben Vater“. Das Zettelchen befestigt ihr dann auf dem Hemde mit einer Stechnadel. Seht, meine alten Finger sind so steif, und das Schreiben ist nie meine Passion gewesen.“ — „O gewiß,“ sagen sie, „das wollen wir gerne tun; wir müssen aber erst wissen, für wen es geschehen soll.“ — „Nun,“ sage ich, „wenn ihr es denn wissen wollt, es ist für den Mann in der Anilinstraße.“ — „Nein, nein,“ rufen sie da in hellem Schrecken, „für den können wir das doch nicht schreiben, das ist kein lieber Vater. Das ist ein ganz abscheulicher Mensch. Wie hat der seine Frau und seine Kinder mißhandelt!“ So habe ich denn meine liebe Mühe, die Fräulein zu beruhigen und zu begütigen. „Und er ist doch ein lieber Vater,“ sage ich zu ihnen. „Denkt einmal nicht an seine böse Art, sondern denkt einmal nur daran, wie teuer und wert seine Seele noch vor Gott geachtet ist, und wie lieb ihn trotz allem und allem unser Heiland noch hat.“ Das überwindet ihren Widerspruch und sie tun, was ich erbat.

Bald kommt die Frau mit dem großen Henkelkorb wieder zu mir. Ich fülle ihr den Korb und stecke das Hemd mit dem Zettelchen zu den übrigen Sachen. Ich hatte schon öfter auch für Kleidung sorgen müssen. Diesmal dauert es nicht lange, so kommt die Frau wieder: „Mein Mann sagt, hier das,“ (und sie nimmt dabei das Hemd aus dem sonst leeren Korbe) „das wäre nicht für uns.“ — „So,“ sage ich, „das wäre nicht für euch? Ich habe es ja mit meiner eigenen Hand für ihn in den Korb hineingelegt. Das ist gerade für ihn!“ — „Ja, aber

das Zettelchen?“ entgegnet sie mit unsicherer Stimme. — „Ei, das ist gerade für ihn daran gesteckt.“ Und sie hat das warme prächtige Hemd wieder mitnehmen müssen, und er wird sich wohl sein Teil dabei gedacht haben. Das Hemd war gewiß nicht stumm. Das hat gepredigt: Dem lieben Vater, dem lieben Vater, dem lieben Vater!

So sind denn im ganzen sechs Wochen herumgegangen. Da komme ich an einem Sonntag gerade aus der Kirche, und, wie das meistens der Fall ist, besuchen mich ein paar gute Freundinnen. Sie kommen mit auffallend frohen Gesichtern zur Stube herein. „Nun rat aber mal, Hanna, wer heute in der Kirche gewesen ist.“ — „Ja, wer mag das sein?“ sage ich und rate auf den und jenen, bald recht, bald falsch. Aber wen sie im Sinne haben, vermag ich nicht zu erraten. Strahlend sagen sie zu mir: „Der Mann aus der Anilinstraße!“ Bald erfuhr ich auch das Nähere. An dem genannten Sonntage hat er sich zurechtgemacht, so gut er konnte. Seine Frau hat es mir erzählt. In der Stubentür dreht er sich zu seiner Frau um und sagt kurz: „Ich gehe heute zur Kirche.“ Als sie ihn ganz überrascht ansieht, sagt er zur Erklärung für sein auffallendes Vorhaben, — er möchte seit seinem Konfirmationstage nicht mehr in der Kirche gewesen sein, —: „Der Gott muß der rechte sein, den diese alte Frau anbetet.“ Er ist dann ganz ordentlich geworden und hat bald Arbeit gefunden, so daß er für die Familie wieder selbst sorgen konnte. Die Kinder hatte er schon längere Zeit wieder in die Sonntagschule gehen lassen, sie wenigstens nicht gehindert.

Auch in ihrem eigenen Hause übte Tante Hanna solche praktische Seelsorge aus, nicht nur an ihrem Manne, sondern auch an andern. Da hatte sie einen unverheirateten Verwandten, Namens Abraham, in ihr Haus aufgenommen. Dieser Abraham war außerordentlich verkehrt und verbrießlich; er war durch allerhand Lebenserfahrungen sehr verbittert und machte Frau Faust viel, viel Not. Sie

trat ihm aber mit unermüdlicher, immer neuer Geduld entgegen. Nach langer Zeit fand sie ihn einmal in Tränen. „Was fehlt dir denn, Abraham?“ Da erfolgt die originelle, aber vielsagende Antwort: „Frauenmensch, deine Liebe hat mich kaput gemacht.“ Derselbe Abraham habe öfter selbst ganz erstaunt gefragt: „Frauenmensch, wo hast du die Geduld her?“ Tante Hanna hat die Gelegenheit nie versäumt und hat ihn eindringlichst auf Jesum Christum als die Quelle aller Geduld und alles Friedens hingewiesen.

Wunderbar ist es, wie Gott sie oft gerade die finden ließ, die eine hilfreiche Hand brauchten, und wie Er sie gerade zu denen hinführte, die in schwerer Trübsal und Anfechtung standen.

Einst kam sie zu einer Gemütskranken, die sich für die Hölle bestimmt hielt und dieses Frau Faust geklagt hatte. „Well Se datt?“¹ fragte Frau Faust die Kranke. Als die Kranke das entschieden verneinte und sagte, ihr ganzes Verlangen gehe nach Jesu hin, tröstete sie Frau Faust mit den Worten: „Dann bruct Se nit bang tu sin, die Lüt, die no Jesu wollen, kann de Düwel nit gebreuchen, die schmitt he ut de Höll erut.“² Die Kranke wurde sichtlich beruhigt durch das einfache, schlichte Wort.

Sie steht einst auf dem Gottesacker an den Gräbern ihrer geliebten Heimgegangenen. Ihre Stimmung ist gerade ein wenig gedrückt; die Arbeit will ihr über den Kopf wachsen, es will ihr zu viel werden, und sie seufzt: „HErr, Du mußt helfen, alleine komme ich nicht mehr durch.“ Da sieht sie in einiger Entfernung an einer Grabstätte eine schwarzgekleidete junge Dame stehen. Tante Hanna macht sich an sie heran und hört erstaunt zu, wie ihr die junge Dame klagt, sie sei ganz elend und verlassen,

¹ Wollen Sie das? ² Dann brauchen Sie nicht bange zu sein; die Leute, die zu Jesu wollen, kann der Teufel nicht brauchen; die schmeißt er aus der Hölle heraus.

sie komme sich so unnütz vor, könne ihre Kraft nicht verwenden, sie habe gar keinen Menschen mehr auf der Welt, der sich für sie interessiere usw. „D,“ ruft Tante Hanna freudestrahlend aus, „der Herr hat mich hierher zu Ihnen geführt; ich suche Hilfe; da können Sie mir ja helfen.“ Und sie erzählt von ihrer Arbeit, mit der sie nicht mehr allein fertig werde, und die Dame geht mit zum Arrenberg und ist eine treue Stütze für Frau Faust geworden. So war beiden geholfen.

An einem Nachmittag geht Tante Hanna den Weg durch den Wald vom Glendstal herunter. Da sieht sie tief unten in der Nähe der Eisenbahn am Abhang mitten im Walde eine Frau sitzen. Sogleich heißt es in ihr: Du mußt zu der Frau hingehen. Sie tut so, und als sie der Frau näherkommt, schaut sie in ein verzerrtes, von Kummer und Gram ganz entstelltes Gesicht. Tante Hanna setzt sich zu ihr, redet freundlich mit ihr, die Frau antwortet wenig, läßt sich aber schließlich bewegen, mitzugehen zum Hause in der Riemenstraße. Dort gibt man ihr zu essen, und schließlich taut sie auf: Ja, das war eine Leidensgeschichte, zugleich eine Sündengeschichte, und das Schrecklichste —: sie hatte dort im Walde auf den nächsten Zug gewartet mit dem festen Entschluß, sich unter die Räder zu werfen, wenn er heranbrause, um so ihrem jammervollen Leben ein Ende zu machen.

An einem stürmischen und regnerischen Nachmittage sitzt Tante Hanna in ihrem Häuslein und ist froh, unter Dach und Fach zu sein. Da heißt es in ihr: „Gehe sofort zur Familie N. N.!“ Alles wehrt sich in ihr: „Ach Herr, bei dem Wetter und in die Straße! Aber es hilft nichts, sie muß fort, die innere Stimme ertönt immer wieder. Sie überwindet rasch den letzten Widerstand und macht sich auf. Als sie zu der Familie kommt, trifft sie Mann, Frau und Kinder um den Tisch sitzen. Bei ihrem feinen Gemerk spürt sie bald, daß da eine unheimliche Stimmung herrscht, daß hier böse, finstere Gedanken die

Herrschaft haben. Sie kennt die Lage der Leute. Indem sie den Herrn um seinen Beistand anruft, fängt sie ganz unbefangen ein Gespräch mit den Leuten an; sie versteht es, den Gedrückten allerlei Trost aus dem Heiligthum zufließen zu lassen. Als sie sich nach einiger Zeit zum Ausbruch anschickt, geleitet sie der Mann bis an die Treppe vor dem Hause, zieht einen Strick aus der Tasche und bekennt: „Sehen Sie, Frau Faust, damit wollte ich mich heute abend an einem Baum erhängen, aber Sie sind gekommen, mich zu retten.“ Wir können uns denken, daß Tante Hanna auf dem Rückwege Regen und Wind nicht mehr geachtet hat.

In Tante Hannas jüngeren Jahren wohnte in ihrer Nähe eine Familie, in der es recht trübe ausah. Die Frau verstand gar nicht, ihren Haushalt in Ordnung zu halten; solange die Familie in Tante Hannas Nachbarschaft wohnte, hatte Hannas Mutter immer geholfen, wo sie konnte. Nun aber zogen sie fort; es ging mit ihnen immer mehr abwärts; Frau Faust hatte schon einige Jahre nichts mehr von ihnen gehört. Frau Faust hatte in ihrer Jugend schon den Herrn ernstlich gebeten, Er solle es ihr doch immer ins Herz geben, wenn Er sie irgendwo brauchen könne. Und das tat Gott hier auch wieder. Eines Tages hat sie vom Morgen bis zum Abend Unruhe, und der Gedanke verläßt sie nicht, sie solle jene Familie doch heute noch auffuchen. So macht sie sich abends noch auf den Weg; ihrem Manne sagt sie, es könne zehn Uhr werden, bis sie zurückkomme. Als sie bei den Leuten eintritt, sitzt der Mann da, finster vor sich hinbrütend. Die Kinder sind zur Mutter geflüchtet und schauen ängstlich nach dem finsternen Vater hin. Tante Hanna tritt ein, aber niemand beachtet sie oder bietet ihr einen Stuhl an. Sie nimmt ohne Aufforderung Platz, und zwar neben dem Manne, und hebt an: „Hör mal, dir ist es auch nicht nett zu Mut!“ „Lassen Sie mich in Ruh, Frau Faust,“ ist seine barsche Antwort. „Nein, ich lasse dich nicht in Ruh.“ —

„Frau Faust, lassen Sie mich in Ruhe!“ — „Das tu ich nicht. Ich will dir etwas erzählen; du kennst die Geschichte, aber höre mal zu!“ — Und sie macht sich daran und erzählt dem Manne schlicht und einfach die Geschichte von dem verlorenen Sohne. Während sie erzählt, treten dem Manne die Tränen in die Augen. Nachdem sie länger mit ihm gesprochen, bittet sie ihn und läßt ihm keine Ruhe, bis er ihr in die Hand verspricht, in seine Kammer zu gehen und auf den Knien Gott um Gnade anzurufen. Sie verspricht, wenn sie nach Hause komme, wolle sie sich im Gebet mit ihm vereinigen. Als sie hinausgeht, kommt ihr die Frau nach und erzählt, wie sie mehr und mehr heruntergekommen sei, und daß er sie oft geschlagen habe. Sie habe noch an diesem Abend ihren Mann verlassen wollen, da er den Entschluß gefaßt habe, zuerst seine Frau und die Kinder und dann sich selbst umzubringen, und zwar noch in dieser Nacht. Frau Faust bat die Frau, ruhig bei dem Manne zu bleiben, da sie zu Gott hoffe, daß jetzt eine Aenderung eintreten werde. Am Sonntag nachher hielt Pastor Rind eine köstliche Bibelstunde. Tante Hanna hatte vorher den Mann gebeten, doch auch zu kommen. Er war unter den Zuhörern. Nach der Bibelstunde kam er zu Frau Faust: „Ich nehme es Ihnen nicht übel, daß Sie dem Pastor alles von mir erzählt haben. Ich habe so viel Segen gehabt.“ „So,“ sagte sie, „kommen Sie mal mit zum Pastor Rind!“ — „Herr Pastor, habe ich Ihnen ein Wort von diesem Manne erzählt?“ — Rind konnte es ruhig verneinen.

Bei diesem Manne hatte es eine entschiedene Wendung gegeben. Er hat nachher bekannt, als jene Mordgedanken gekommen seien, da hätten sie ihn verfolgt und ihm keine Ruhe gelassen. Es wäre gewesen, als wenn eine böse Macht ihn gebunden hätte, von der er sich nicht hätte losreißen können. Zwei Jahre nachher ist er fröhlich heimgegangen im festen Glauben an seinen Erlöser. Frau Faust

durfte ihm beistehen in seinem letzten Kampfe und ihm die müden Augen zudrücken.

Tante Hanna besuchte sehr häufig eine schwerkranke arme Frau, deren Mann Sozialist und sehr feindselig war. Bei ihren Besuchen merkte sie, daß die Frau sehr schlecht liege und ein neues Bett dringend nötig habe. Da fragte sie eines Tages den Mann, ob er ihr wohl den Gefallen tun wolle, ihr irgendwohin ein Bett zu tragen. Der Mann erklärte sich gerne bereit und ging mit ihr zu ihrer Wohnung. Dort wurde ein Bett auf den Rücken genommen, und dann ging's wieder hinaus durch die Straßen, Tante Hanna immer neben dem Manne her. Als der aber merkt, daß man sich seiner Wohnung nähert, daß man schließlich dahineingeht, wo er wohnt, daß das Bett für seine arme, kranke Frau ist, da stürzen ihm die Tränen aus den Augen. Die Liebe hatte ihn gänzlich überwunden, und er wurde ein anderer Mensch.

Eine ihrer herrlichsten Erfahrungen und Siege durfte Hanna bei einem Anarchisten erleben. Dieser beteiligte sich an dem durch Gottes gnädige Führung vereitelten Attentat bei der Einweihung des Niederwald=Denkmals. Unser teurer Kaiser Wilhelm I. mit den deutschen Fürsten und anderen Hohen des Deutschen Reiches sollten dort in die Luft gesprengt werden. Der Plan zu dem ganzen teuflischen Attentat war in Elberfeld ausgeheckt worden; man hatte hier auch in der Restauration W. eine Sprengprobe versucht, als dort gerade der Ärzteverein tagte. Auch hier wurde ein großes Unheil durch Gottes Gnadenhand verhütet. An all diesen Dingen war der oben genannte Anarchist stark beteiligt. Er entging nur dadurch seiner Strafe, daß er nach Amerika flüchtete. Als er sich lange Jahre nachher sicher glaubte, kam er wieder nach Deutschland zurück und nahm seine Wohnung wieder am Arrenberg. Es war die Zeit, in der ein Arbeiter einmal der Tante Hanna die verblüffende Mitteilung machte, die Wissenschaft habe jetzt gefunden, daß die menschliche Seele

nichts weiter sei, als ein erbseingroßes, schwarzes Körperchen, das in der Magenegend seinen Sitz habe. Es war die Zeit, in der ein großer Teil der Arbeiterschaft unter dem Druck der Sozialdemokratie schon anfing, dem Glauben der Bibel mit Entschiedenheit und Bewußtsein den Rücken zu kehren. Der oben genannte Anarchist war der Schlimmsten einer. Er wirkte mit unheimlichem, glühendem Fanatismus für die Ziele der Sozialdemokratie. Es war ihm eine teuflische Lust, auch in andern, namentlich in den jungen Seelen den letzten Rest von Gottesfurcht und Liebe zu Gottes Wort und zum Heiland zu zerstören. Er hatte sich nicht entblödet, das herrliche Lied: „Jesus, meine Zuversicht u. in der abscheulichsten, gemeinsten Weise zu verhöhnen, noch dazu in öffentlicher Versammlung.

Dieser Mann wurde schwer krank. Tante Hanna hörte von seiner Krankheit, und es war ihr ausgemachte Sache, daß sie ihn besuchen müsse. Sie macht sich auf und geht zu ihm. Sie suchte nun nichts zu tun, als ihm auf mancherlei Art Liebe zu erweisen. Sie diente ihm, wo sie konnte, sprach von religiösen Dingen kein Wort, hörte ihm wohl ganz geduldig zu, wenn er lang und breit von den Wundern der neuen Welt sprach. Sie wartete. Noch war die rechte Zeit nicht gekommen. Einmal fragte er sie mit eigentümlichem Gesichtsausdruck: „Frau Faust, was halten Sie eigentlich von der menschlichen Seele?“ Sie läßt sich gar nicht auf einen Disput ein. Ihre einfache Antwort lautet: „Das müssen Sie als erfahrener Mann viel besser wissen, als ich, die ich doch nur eine unwissende Frau bin.“ Wochen vergehen. Tante Hanna kommt immer und immer wieder. Endlich hört sie ihn laut aufstöhnen und schreien: „Warum tut Ihr das alles an mir? O Gott, o Gott!“ „Wie,“ sagt Tante Hanna, „Ihr glaubt, daß es einen Gott gibt? Bisher habt Ihr doch immer das Gegenteil behauptet.“ — „Doch, doch, es gibt einen Gott! O schreckliche Ewigkeit!“ — „Steht es so mit Euch, dann kann Euch geholfen werden. Hier ist eine

Bibel, lest einmal Lukas 15!" Nun ging Tante Hanna und freute sich, daß der Geist Gottes angefangen hatte, an dem armen Menschen zu wirken. In den nächsten Tagen war es ihr ein unaufhörliches Gebetsanliegen, Gott möge doch auch diesem verlorenen Sohne zum Frieden und zur Heimkehr verhelfen.

Nach einigen Tagen kommt sie wieder hin. Sie sieht am Bette die aufgeschlagene Bibel liegen. „Habt Ihr die Geschichte von dem verlorenen Sohne gelesen?"

„Jawohl, die ist recht schön, aber für mich gibt es keine Rettung mehr!" Und dann brach's aus seinem Herzen und aus seinem Munde hervor in Tönen der schrecklichsten Verzweiflung und in immerwährender Wiederholung: „O Gott! o schreckliche Ewigkeit!"

„Es gibt doch noch Gnade!" ruft ihm Tante Hanna zu.

„Gnade?! Wenn Sie wüßten, was ich für ein Mensch bin, wie ich andere verführt und vom Glauben abgebracht habe, dann würden Sie nicht mehr sagen, daß es noch Gnade gibt. O, ich muß Ihnen meine Schandtaten bekennen."

„Nein, nein," wehrt Tante Hanna in weiblichem Zartgefühl, „nicht mir! Schicken Sie zu einem Pastor."

„Von den Pfaffen will ich nichts wissen, aber helfen Sie mir doch! Da drinnen brennt's wie höllisches Feuer. O Gott, o schreckliche Ewigkeit."

Tante Hanna weiß bei dem schrecklichen Jammer nichts anderes zu tun, als zu der Frau zu sagen: „Wir wollen beten."

Und die beiden Frauen knieen nieder, und Frau Faust fleht in heißem Ringen zum HErrn, Er möge doch diese gebundene Seele durch die Kraft seines teuer vergossenen Blutes frei machen. „Jesus ist Sieger!" ruft sie ihm ermunternd zu und ermahnt ihn noch einmal, doch rückhaltlos vor einem Geistlichen ein Bekenntnis seiner Sünden abzulegen. Es war in den Tagen nachher ein furchtbarer Kampf zwischen Licht und Finsternis in dem Herzen des

armen Mannes. Bis über die Straße tönte das Angstgeschrei, bis hinein in das gegenüberliegende Wirtshaus in die Ohren der „Genossen“.

Endlich kam seine Frau zu Tante Hanna und bat sie, sie möge doch zu ihrem Manne einen Geistlichen schicken. Aber um der umherwohnenden Parteigenossen willen, die alle auf diesen seltsamen Fall aufmerksam geworden waren und mit gespannter Aufmerksamkeit die Entwicklung der ganzen Sache beobachteten, ging Tante Hanna nicht auf diese Bitte ein. „Nein, schickt ihr selbst zum Geistlichen,“ gab sie der Frau zur Antwort, „ihr habt ja Kinder, die ihr schicken könnt.“ Und das taten die Leute wirklich, sie schickten ein Kind zum Pastor, er möge möglichst bald den Kranken besuchen.

Ein treuer Zeuge des Evangeliums tritt an sein Lager. Der Kranke schüttet sein ganzes Herz aus und darf nun mit begierigem Herzen der herrlichen Botschaft des Evangeliums lauschen von dem Heiland, der sich aller erbarmen will. — Es kam bei dem Mann zu einem lebendigen Glauben. Mit seinen Genossen will er nichts mehr zu tun haben. Den wenigen, die ihn noch besuchen, bekannte er's offen und ehrlich: „Ihr habt mich und andere nur belogen und betrogen. Was mir Frau Faust gebracht, das hat mir Heil und Frieden gegeben.“ Und als er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, da sagte er der mütterlichen Freundin, die an seinem Bette stand: „Die Gesellschaft hat mich ausgestoßen, aber der Heiland hat mich begnadigt. Ich bin frei!“ Das war wie ein Jubelruf kurz vor dem Abscheiden.

Als er begraben werden sollte, begleitete Frau Faust den Geistlichen zum Friedhofe. Unter starkem Polizeiaufgebot fand das Begräbniß statt, denn mehr als tausend „Genossen“ geleiteten den Verstorbenen zu Grabe. Am Grabe durfte der Pastor allen erzählen, was der Herr an dem Manne getan habe, wie der, der die Starken zum Raube haben will, auch sein Herz gebrochen habe,

daß er auch an nichts mehr als an der Gnade seines Heilandes Genüge gehabt habe.

Dieses Ereignis hat damals nicht bloß gewaltiges Aufsehen erregt, sondern auch in vielen Herzen tiefen Eindruck gemacht. So wohnt in der Steinbeck ein Mann, der überzeugter Sozialist ist und ein grimmiger Feind alles Göttlichen. Er hört jene wunderbare Geschichte erzählen und wird heftig davon ergriffen. Die Sache macht ihn nachdenklich, still und in sich gekehrt. Auf einmal sagt er zu der ihn pflegenden Umgebung: „Ob wohl die Frau Faust auch einmal zu mir käme?“ Man schickt ihr Botschaft und sie kommt. Nach einigen Tagen darf sie den Pastor zu dem Kranken führen, der ihm ein Wegweiser zum Heile Gottes werden darf.

Die Ewigkeit wird es erst klar machen, wie viele verlorene Söhne und Töchter durch die stille, treue Arbeit unserer Tante Hanna den ersten Anstoß zu einer ewigen Bewegung empfangen haben.

Aber nicht nur in den Häusern der Armen trieb Frau Faust Seelsorge, sondern auch in den Häusern der Reichen und Gebildeten. Wenn sie mit ihren Körben und mit ihrem Kaffee in die Häuser ihrer Kunden kam, da wurde sie willkommen geheißen als liebe Hausfreundin. In den meisten Fällen war's so, daß alle Hausbewohner, Herrschaften und Diensthofen, von heller Freude erfüllt waren, wenn sie kam. Sie war aller Freundin. Und wenn sie dann hineinkam zu traulichem Zwiegespräch, dann haben manche Mütter mit ihr beredet die geheimen Nöte der Familie, die man sonst keinem sagt. Ihr sagte man vieles, weil sie schwieg, und weil sie, die einfache, schlichte Frau immer einen Ewigkeitsrost brachte. Und gerne machte man sie auch zur Genossin der Freude, weil sie es so meisterlich verstand, sich mit zu freuen und auch alle Freude ins Licht der Ewigkeit zu rücken. Manche Seele aus unseren gebildeten Kreisen wird es bitter empfinden, daß Tante Hanna nicht mehr kommt.

Auch den Pastoren, mit denen sie verbunden war, ist sie oft und viel zum Segen geworden. Ein Freund bezeugt es, wie sie das rechte Wort zu treffen wußte, wenn sie einen antraf in großer Mutlosigkeit und Verzagttheit; da war sie imstande, oft mit einem kurzen, treffenden Wörtlein den Müden und Angefochtenen aufzurichten. So sieht sie einst auf der Straße den seligen Pastor Rind gehen, tief gebeugten Hauptes. Sie sieht ihm an, daß er in seinem Gemüte niedergedrückt ist; sie geht auf ihn zu und ruft ihm in der ihr eigenen, ganz besonders eindrucksvollen Weise das Wort zu: „Lasset uns aufsehen auf Jesum.“ — „Ich danke Ihnen, Hanna,“ erwiderte Rind, „gerade das Wort hatte ich nötig.“

Mit dem seligen Prediger Reviandt ist sie innig verbunden gewesen, eben darum, weil sie ihm viel sein konnte in Stunden schwerster innerer Anfechtung. Er hat manchmal neben ihrem Webstuhl gestanden und hat ihr anvertraut, was sein Herz an Zweifeln und Anfechtungen ängstigte. So kramte er einst vor ihr auch allerlei theologische Bedenken aus und fragte dann: „Wo fehlt es wohl bei mir, Hanna?“

„Dat weet ek wall, Herr Paschtwar, äwer ek sei et nit.“¹

„Ach, bitte, sagen Sie es doch, liebe Hanna, helfen Sie mir doch.“

„Nee, dann weren Se meck böas.“

Als er aber bat und immer wieder bat, da sagte sie, ihn mit ihren glücklichen Augen ansehend: „Ja, sent Se, Herr Paschtwar, Se möten noch völ dümmer wären.“²

Das will dem lieben Manne hart ein; er sagt nicht viel und geht davon. Aber die Worte lassen ihn nicht los, und nach kurzer Zeit kommt er und ruft schon in der Türe: „Ich hab's, Hanna, ich hab's!“ Wie vielen

¹ Das weiß ich wohl, Herr Pastor, aber ich sag es nicht. ² Ja sehen Sie, Herr Pastor, Sie müssen noch viel dümmer werden.

gerade dieser Mann zum reichsten Segen geworden ist durch seine klare, tiefgründige Schriftauslegung, das ist unter uns noch in lebendigster Erinnerung.

Wenn die Pastoren des Tales zeugten und redeten, so stand sie mit ihren Gebeten und ihrer ernstlichsten Fürbitte dahinter. Hofprediger Ohly in Berlin schreibt von ihr: „Sie war mir wie ein Schutz, als wir die Bibelstunde in der Anilinstraße angingen.“ Dasselbe bezeugt eine köstliche Schilderung des auch schon genannten Freundes, Pastors Thyssen, die wir unverkürzt wiedergeben: „Tante Hanna war nicht nur Mutter des Volkes, sondern auch der Kandidaten. Sie hat manchen aus der Taufe gehoben, auch mich. Sie mußte in früheren Jahren Bibelstundenhalter für die Anilinstraße haben. Da hat mancher Kandidat seine erste Glanzleistung gehabt. Ich ging an einem regnerischen Abend mit ihr. Mein Herz pochte ängstlich, und mein Mut sank immer tiefer. Dazu das unerträglich langsame Gehen der alten Tante! Doch sie spricht mir Mut ein: „Mer opp den HErrn kiecken, nit opp deck selwer! Hä fall wall dörrchhölpen! Motst nit bang wären, Jong!“¹ Und so geht das stoßweise voran, denn das Altmen wurde ihr bei Alter und Korpulenz sauer. Hangend und bangend in schwebender Pein, „lusternd opp de Wööt“² von Tante Hanna“, seufzend zum HErrn und kämpfend mit den eigenen Gedanken, gelangte ich endlich an das ferne Ziel.

Es kam so, wie sie vorher verkündigt hatte: eine enge Familienstube mit dahinterliegender Schlafkammer, die auch besetzt war, zu ebener Erde. Schauerhafte Hitze und dicke Luft, die sich als ein undurchdringlicher Schleier über die Brille des Kandidaten legt und ihm eine Zeitlang jede Aussicht auf sein Publikum nimmt, so daß er wirklich mit sich allein ist. Ich saß oder stand zwischen zwei Fenstern

¹ „Nur auf den HErrn sehen, nicht auf dich selber. Er soll wohl durchhelfen. Mußt nicht bang werden, Junge!“ ² Lauschend auf die Worte.

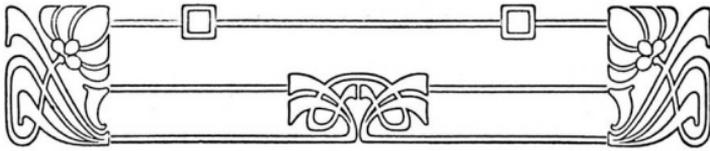
an der Straße. Tante Hanna hatte mich vorsichtshalber auf etwaige Roheiten und Ausfälle des Teufels hingewiesen.

Es lebte damals ein gewalttätiges Volk in jenem Bezirk. Ich hatte auch noch kaum eine Viertelstunde geredet, da donnerte es von außen an die Fensterkreuze, und es erschallten Flüche und Verwünschungen. — Drinnen erst lautlose Stille! „Mer stell!“¹ sagt Tante Hanna. Nach einiger Zeit, als der Sturm sich verzogen: „Soa, nu wider!“² Und unter dem Grollen des abziehenden Gewitters und lautloser Stille der Hörer im Hause, die nur zeitweilig durch das Schreien eines Säuglings — die Mütter saßen in der Kammer — unterbrochen wurde, ging die Bibelstunde zu Ende. Herzliche Dankbarkeit der schlichten Leute, die aus der Stidklust des krasen Unglaubens in die Himmelsklust des Heilandes gekommen waren oder kommen wollten und darüber sicher gern die Stidklust der Stube ertrugen, auch wenn es noch dreimal so schlimm gewesen wäre, lohnte den armen und doch so glücklichen Kandidaten, der schweißgebadet unter Gottes Hilfe die erste Bibelstunde von sich gegeben hatte.“

Habe ich zu viel gesagt, wenn ich Tante Hanna als eine Meisterin der Seelsorge bezeichnete? Ihre Seelsorge ging in die Weite und in die Tiefe und in die Höhe; trotz ihrem einfachen Gewand und ihrer platten Sprache und ihrem geringen Stand hat Gott sie am sichtbarsten gesegnet — in der Seelsorge.

¹ Nur still! ² So, nun weiter.





9. Bei den Festen.

Kaisers Geburtstag. Wie auch ein Sozialdemokrat dabei erscheint. „Von mir steht nichts in der Bibel.“ Wie ein „Moter“ eine andere Farbe bekam. Die treffliche Wirtin. Ein dankbarer Fuhrmann. Die „Zaungäste“. Die „Döllerer“. „Den Kopf unger den Arm!“ Frau Faust kommt doch einmal zu einer Rede. Köstliche Früchte von Festen. „Es hat noch immer gereicht.“ Die Kasse stimmt.

Die Feste im Glendstal, — das waren die Höhepunkte im Leben von Tante Hanna. Wie strahlten ihre Augen, wenn das Menschengewühl so recht groß war — und fröhlich sollte es hergehen, ob die Kinder sich da tummelten um die Kapelle her, oder ob die Erwachsenen ihre Lieder sangen und dem Worte des Lebens lauschten. Es hat einmal jemand gesagt, Tante Hanna sei so optimistisch gewesen, daß sie oft allerlei Schönes und Herrliches in ihren Festen gefunden habe, was andere gar nicht so erlebt hätten. Das mag wahr sein, aber ist's denn nicht eine besondere Gnade des Herrn, daß Er seine treue Magd, die mitten im Kampf und im Gedränge des Lebens stand, auch ganz besondere Erquickung und Stärkung finden ließ bei den Feierstunden im Glendstal?

Ein dringendes Anliegen war es ihr, daß die Einladungen zu ihren Festen recht fleißig besorgt wurden. Sie wollte nicht bloß die innerlich schon Angeregten sammeln und erbauen, sondern sie wollte auch Mission treiben, wollte auch solche Leute dabei haben, die noch fern vom Heiland und seiner Gnade waren.

Wie wußte sie doch zu ihrer Kaisersgeburtstags-

feier Leute herbeizubringen, die kein Mensch bei solch einer patriotischen Feier vermutet hätte. Sie war eine gute Christin, aber auch eine gute Patriotin, ja sogar, so schreibt ein Freund aus alter Zeit, „eine begeisterte Patriotin, und ihre Liebe zu „unsern Kaiser“ und „unser Kaiserin“ war wie eine feurige Flamme. Sonderlich bei Wahlen für Stadt, Land und Reich stand sie fest, tapfer und begeisternd „ihren Mann“. Daß darin Verstand und Vernunft liege, „daß jeder Bagabund (den Ton hatte die erste Silbe) dasselbe Stimmrecht, dasselbe Stimmgewicht bei den Wahlen habe wie der von ihr so hochgeehrte Kommerzienrat Boeddinghaus und andere edle und hohe Männer, hat ihr niemals einleuchten wollen! Erst die Ewigkeit wird es klar machen, wie viel verirrten, verbitterten und halbverwüsteten, auf alles Bestehende schimpfenden Männern und Frauen sie auf den Weg der Liebe zu Vaterland, Thron und Altar zurückgeholfen hat.“ Die Kaisergeburtstagsfeier wurde früher übrigens auch viel familiärer gefeiert als in den letzten Jahren.

Ein Redner, der in alter Zeit einmal eine Kaiserrede gehalten hat, erzählt, zu Beginn der Feier seien drei Kindlein getauft worden, natürlich Patenkinder der lieben Tante Hanna; dann kam die Kaiserrede. Unterdessen brach draußen ein furchtbares Unwetter los. Der Regen ergoß sich in Strömen. Der Saal hatte noch keinen Holzboden. Unter den Wänden durch floß das Wasser munter hinein, und bald bildete der Boden des Saales einen kleinen See. Aber das störte nicht. Die Deutschen zogen ihre Beine in die Höhe, und ihre Kaisergeburtstagsfreude wurde in keiner Weise beeinträchtigt.

Da waren in der Sonntagschule die Kinder eines Schreiners, der sehr begeisterter Sozialdemokrat war. Tante Hanna machte in der Sonntagschule bekannt, daß nächstens Kaisers Geburtstag gefeiert werde im Glendstal; die Kinder seien mit ihren Eltern herzlichst eingeladen. Am nächsten Sonntag kamen die Kinder jenes Schreiners

Tante Hanna.

bitterlich weinend. Als Tante Hanna sie nach dem Grund ihres Kammers fragte, erzählten sie, sie möchten so gerne zur Kaisersgeburtstagsfeier kommen, aber der Vater habe es ihnen aufs strengste verboten. Frau Faust beruhigte sie und versprach ihnen, sie werde selbst mit dem Vater reden. Als sie sich in den nächsten Tagen anschickte, den Mann zu besuchen, wollte man sie um jeden Preis von diesem Besuche zurückhalten: der Mann sei so gewalttätig, daß er ihr etwas antun werde; er werde sie zum mindesten die Treppe hinunterwerfen. Aber Tante Hanna hatte schon ihren Plan. Sie brauchte gerade für die Sonntagschule einige neue Bänke. Nun ging sie einfach zu dem Manne hin und bat ihn, er möge ihr doch die Bänke für die Sonntagschule machen, und gab ihm so einen schönen Verdienst. Sie brauchte weiter kein Wort zu sagen von ihrer Feier. Der Mann gab seinen Kindern ohne weiteres die heißersehnte Erlaubnis. Ja noch mehr! Als er selbst kurz vor der Feier auch recht freundlich eingeladen wurde, da geschah das Wunder: der vorher so grimelige Mann zog hübsch seinen Sonntagsrock an und kam zur Kaisersgeburtstagsfeier ins Glendstal.

Ja, da konnte sich unsere liebe Frau Faust ins Zeug legen, wenn es galt, Gäste zu bitten zu diesem Fest. Sie steht einmal unter einer Schar von Arbeitern und macht ihnen klar, sie müßten nächstens Kaisers Geburtstag mitfeiern im Glendstal. Währenddem will sie schon jedem eine Karte aufnötigen. Aber sie findet keine willigen Abnehmer. „Nein,“ rufen die Männer, „daraus wird nichts. Ob der Geburtstag hat oder nicht, daran ist uns nichts gelegen. Ja, wenn du einmal Geburtstag hast, dann lade uns nur alle ein! Dann bleibt keiner zu Hause, dann kommen wir alle!“ — „Kinder,“ entgegnet sie ganz entrüstet, „was macht ihr denn? Ich alte Frau verdiene solche Ehre gar nicht. Von mir steht nichts in der Bibel. Aber vom Kaiser steht in der Bibel: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! Fürchtet Gott, ehret den König!“

Und wirklich, sie hat's durchgesetzt, sie alle kamen und haben mit ihr Kaisers Geburtstag gefeiert im Glendstal.

Tante Hanna hatte irgendwo einen „Roten“ der schlimmsten Sorte getroffen. Sie hatte sich die Freiheit genommen und ihm gesagt, daß er ein verlorener Mensch sei, und daß er doch einmal an Christum denken solle, wie der ihn mit seinem teuren Blut zum Eigentum erkaufte habe, und daß er seinem Heiland alle, alle Liebe mit Undank vergelte. Der Mensch wurde ganz wütend, aber Gott stand der wehrlosen Frau bei, daß er ihr nichts antun durfte. Aber die ganze Unterredung hatte doch die Frau Faust derartig angegriffen und erregt, daß ihre Schwester, als sie nach Hause kam, ganz gut merkte, daß etwas Besonderes passiert sein müßte. Tante Hanna erzählt ihr die Begegnung mit dem als gefährlich bekannten Manne. Die Schwester brach in Tränen aus, als sie die Geschichte hörte: „Hanna, Hanna! Laß doch die Menschen laufen! Du kannst sie doch nicht alle bessern. Wie oft habe ich dir das schon gesagt. Du bringst uns alle noch ins Unglück. Der Mensch ist imstande und sprengt unser Häuschen in die Luft.“ Sie war derartig in Furcht und Angst, daß sie die sonst mutige und furchtlose Frau Faust fast mitansteckte.

Aber es sollte ganz anders kommen, als Menschen dachten und fürchteten. Es nahte wieder einmal ein großes Fest heran, und Tante Hanna hatte vor allem dafür gesorgt, daß jener „Rote“ eine recht dringliche und freundliche Einladung bekam. Er hatte die Karte angenommen und hatte versprochen, wenn er nicht komme, bringe er die Karte zurück. Der Tag des Festes kam. Viele Gäste kamen ins Glendstal, aber Tante Hanna hatte nur einen Gedanken: ob mein „Roter“ wohl unter den Gekommenen sein wird? Raslos späht sie umher: das Fest beginnt, noch hat sie ihn nicht gesehen. Als ein Redner gerade in ergreifend anschaulicher Weise die Befehung eines tief gefallenen Menschen schildert, der sich in seiner Sünde

so tief unglücklich gefühlt und endlich Jesum erkannt als seinen Helfer, da geht sie ums Haus herum, um nach ihrem Gast zu spähen, und siehe da! plötzlich erblickt sie ihn: Er steht unter einem Baume im Walde und lauscht atemlos den Worten des Predigers, die durch die geöffneten Fenster deutlich vernehmbar sind. Über seine Wangen rollen dicke Tränen, und immerwährend murmelt er vor sich hin: „Ganz wie ich! ganz wie ich!“ Er war angefaßt und vermochte dann auch fernerhin der Wahrheit des Evangeliums keinen Widerstand mehr zu leisten.

Es war der Hauswirtin im Glendstal ein ernstliches Gebetsanliegen, daß Gott der Herr die rechten Gäste schicke, daß Er selbst alles leite und führe, daß ein rechter Segen für sein Reich herauskomme. Sie betete für Redner und Hörer, daß Zeugnis gegeben werde von der Herrlichkeit Jesu, und daß solch Zeugnis auch guten, fruchtbaren Boden finde.

Wenn dann die Leute kamen, dann war sie in ihrem Element; dann lief sie umher, grüßte den und jenen; fragte dort einen nach seiner Familie; sorgte wieder jemandem für einen guten Platz; spedierte die Redner hinauf ins trauliche Rednerstübchen, wo sie sich an der herrlichen Aussicht und dem guten Kaffee erlaben mußten, ehe das Fest begann. Und sie kam immer noch mit herauf und hatte trotz allen Ansprüchen noch Zeit, sich ein paar Augenblicke dazu zu setzen und ein wenig zu erzählen. Einer der Missionare, die früher als Zöglinge des Missionshauses ihre treuen Helfer im Glendstal waren, Bruder Steinsid, gibt einen gar anschaulichen Bericht, wie sie es verstand, bei solchem Fest recht die Hausmutter zu machen: „Mehr- mals, wenn ein Fest gefeiert wurde im Glendstal, sagte sie kurz vorher oben in dem kleinen Stübchen zu mir: Bruder Steinsid, beten Sie doch, denn es kommen heute die schlimmsten Sozialdemokraten hierher zum Fest. Der Oberbürgermeister wollte mir Polizisten geben, aber ich habe es ausgeschlagen; — die Schande will ich meinem

Herrn und Heiland nicht antun. Sie lief dann noch hin und her und hatte viel zu ordnen, aber dabei hörte man sie oft seufzen und leiz und kurz beten. Doch sobald die Leute anfangen zu kommen, war sie wie verwandelt. Mit dem fröhlichsten Gesicht und mit den freundlichsten Worten empfing sie ihre Gäste. Da kommt eine Familie; der Mann sieht sich scheu nach allen Seiten um; er hat ein recht verbissenes Gesicht. Da seh' einer die Tante Hanna: sie geht gerade der Familie besonders freundlich entgegen, gibt den Leuten herzlich die Hand und redet den Mann an, natürlich platt: „So, das ist aber nett von Euch, daß Ihr gekommen seid, und daß Ihr Eure Frau und Kinder mitgebracht habt. Wieviel Kinder habt Ihr denn? Sind sie das alle? Zwei davon gehen wohl schon zur Schule? So, Kinder, nun kommt mal alle mit mir und setzt euch zu Tische. Dort hinten ist ein stiller, schöner Platz. — Nun müßt ihr aber auch tüchtig essen, Kinder, und wenn kein Brot und Kaffee mehr da ist, dann wird wieder gebracht; — aber die Kleinen dürfen schon gleich ein Stück Kuchen nehmen, und auch ein Stück Zucker; der schmeckt aber, nicht wahr? Sind die Kinder alle gesund? — Da kommt auch der Helfer, er ist jeden Sonntag hier, hat auch die Sonntagschule, Herr Steinsid; er ist aus dem Missionshaus, geht nächstens in die Heidenwelt, der kann Euch noch etwas erzählen. Ich muß jetzt gehen; doch sehe ich Euch nachher noch. Aber daß Ihr nur tüchtig eßt!“

Damit ging sie, denn sie sah einige junge Männer ankommen; die nahm sie in Empfang, als wären es ihre besten Freunde, obschon man es ihnen an ihrem ganzen Benehmen ansah, daß sie nur gekommen waren, das Fest zu stören. Sie gab jedem herzlich die Hand und begrüßte sie mit Namen: „Ich freue mich, daß auch Ihr einmal gekommen seid. Nun kommt herein; ich will Euch einen guten Platz aussuchen.“ Sie führte die Leute herein, so recht in die Mitte; sie nickte hier und da jemandem zu;

die Freunde wußten auch Bescheid und kamen und setzten sich zu den jungen Leuten an den Tisch. Ich mußte dann auch noch kommen und wurde ihnen vorgestellt. Marielchen wurde gerufen, den Kaffee zu bringen, denn sie würden gewiß durstig sein nach dem langen Marsch; nur gut, daß so viel Kaffee da sei; und Tante Hanna schenkte ihnen selbst die erste Tasse ein, tat jedem ein Stück Zucker hinein und nötigte zum Zulangen, versichernd, daß noch viel Vorrat da sei. Dann fragte sie jeden einzelnen nach seiner Familie, meist kannte sie die Verhältnisse. Allmählich wurden ihre Angesichter freundlicher, sie gaben bereitwillig Auskunft, und — waren entwaffnet. Das Fest aber blieb ungestört.“

Manche unter ihren Freunden haben sich gewundert, daß sie bis ins hohe Alter hinein den Anstrengungen körperlicher und geistiger Art, die solche Feste mit sich brachten, gewachsen war. Es war immer, als wenn der Herr ihr aus verborgenem Quell neue Lebenskraft gebe. Sonntag für Sonntag stieg sie hinauf ins Glendstal, um dort in dienender Liebe tätig zu sein. In der Woche galt's dann zurichten oder spülen und aufräumen; Mittwochs kamen dann auch häufig noch Sonntagschulen. Es war eine große Leistung, die sie immer wieder vollbrachte.

Während der Feste, während der schönen Gesänge und Reden war aber Tante Hanna niemals ruhig sitzend im Saal zu erblicken, obwohl sie so gerne auf Gottes Wort lauschte. Wie kam denn das? Hatte sie keine Lust, auch ruhig dem Worte zuzuhören? O doch! Aber wenn andere ruhig saßen und sich erbauten, dann ging sie immer wieder umher, unverdrossen ausspähend; ja aber nach wem denn? Nach allerlei Gästen, die der Herr ihr zuschicken sollte, nach den Ärmsten unter den Armen, die da zufällig vorüberkamen und die sie gerne, mochten sie so zerlumpt sein, wie sie wollten, unter den Schall des göttlichen Wortes brachte.

So sitzt an einem Sonntag nachmittag ein ganz zer-

lumpeter, übel und verdächtig aussehender Mensch ganz in der Nähe der Kapelle. Die Helferinnen der Frau Faust wurden in große Furcht versetzt und eilen schleunigst zu Tante Hanna, um ihr zu berichten von dem unheimlichen Menschen. Die nimmt stillschweigend einen Kessel voll Butterbrote, geht furchtlos zu ihm, bietet ihm eine Gabe an und freut sich, daß er ordentlich einhaut. Als er satt ist, weist sie ihn an, er solle auf Umwegen — sie wollte nicht, daß die vielen Menschen an der zerlumpten Kleidung Anstoß nähmen oder ihn verächtlich ansähen — zur hinteren Türe der Kapelle kommen; sie wollte ihm dann ein schönes Plätzchen anweisen, wo er ungestört und unbeobachtet sitzen und alles hören könne. Wenn dann das Fest vorüber sei, dann solle er mit nach ihrem Hause gehen; sie wolle ihm andere Kleider geben, damit er sich wieder unter Menschen sehen lassen könne. Er kommt wirklich in die Kapelle herein und hört alles mit an, die schönen Gesänge und die erbaulichen Reden. Als es Abend geworden ist, geht Tante Hanna mit dem ihr doch ganz unbekanntem Menschen durch den Wald hinunter zur Riemenstraße. In ihrem Hause angelangt, kleidet sie ihn von Kopf bis zu Fuß in andere, ordentliche Kleider; ehe er geht, ermahnt sie ihn nochmals eindringlichst, er solle doch nun auch sorgen, daß er wieder Arbeit bekomme. Lange Zeit danach wird Tante Hanna von einem vorüberfahrenden Fuhrmann auffallend freundlich begrüßt. Er hält sein Fuhrwerk an und fragt vom Wagen herunter, ob sie ihn denn nicht mehr kenne. Als sie die Frage verneinend beantwortet, sagt er, er sei der Mann, den sie im Glendstale in die Kapelle geführt, und den sie nachher in ihrem Hause gekleidet habe. Ihre große Liebe habe ihn doch so bewegt, daß er wirklich am Montag darauf sich ernstlich um Arbeit bemüht und auch am selben Tage solche gefunden habe. Jetzt lebe er in ganz geordneten Verhältnissen und sei außerordentlich zufrieden, und das habe er allein ihrer Liebe zu verdanken.

Wenn die Feste beendet waren und alle anderen Gäste die Kapelle verlassen hatten, dann kamen manche solcher „Zaungäste“, Landstreicher, die nachts dort oben im Walde ihre Lagerstätte suchten; wenn nur noch die Frauen da waren, die den Saal aufräumten, dann kamen sie herein — oft sechs bis zehn Mann — und setzten sich ganz still, ohne ein Wort zu sagen, an einen Tisch. Und dann kam die liebe Tante Hanna, die auch für diese armen Menschen noch einen Sonnenstrahl der Liebe hatte, und bediente sie aufs freundlichste mit Kaffee und Butterbrot, versäumte auch nicht, ihnen noch ein gutes Wörtlein als Samenkörnlein der Ewigkeit mit auf den Weg zu geben.

Es war ihr ein Anliegen, daß ihre Feste äußerlich ungestört verliefen; sie bat den Herrn immer wieder, daß Er alle Störungen fernhalte. Und deren gab es mancherlei. Da konnte das Wetter gar trübend wirken, ja konnte sogar Unfall bringen. Wir erinnern an jenen Ausflug einer Sonntagsschule aus Elberfeld; während die Kinder im Glendstal waren, brach ein furchtbares Unwetter, Gewitter mit Wolkenbruch, los, und es war wirklich Gefahr im Verzuge in dem so sehr leicht gebauten Hause. Gott hat gewacht und hat, wie immer, allen Schaden ferngehalten. — Es gab auch Störungen durch böse Menschen; aber es war ihr allemal ein Genuß, wenn es ihr gelang, durch ihre Liebe die Störenfriede zu entwaffnen. Köstlich hat sie da und dort erzählt, wie einmal „zwei Döllerer“¹ dagewesen seien, um „im Busch“² Spektakel zu machen und den lieben Pastor Dhly zu stören. Diesmal war offenbar schon ein Gensdarm in der Nähe, der im Begriff war, den beiden jungen Leuten mit Gewalt zu zeigen, was sich schickt. „Der Gensdarm hatte schon die Kette in der Tasche,“ so erzählte Tante Hanna, „und klirrte damit. Aber ich sagte: „Herr Gensdarm, nun trinken Sie erst einmal ein „Röppchen Kaffee“, und unterdessen

¹ Lärmmacher. ² Niederwald.

redete ich den „Döllererz“ zu: „Jungens, was wollt ihr denn den lieben Pastor Ohly stören? Der redet doch so schön. Geht jetzt nett nach Haus, damit euch der Gensdarm nicht einsteckt. Er hat schon die Kette in der Tasche!“ Und da sagten die: „Frau Faust, weil Sie es sagen, wollen wir es tun, aber nicht um den Gensdarm halber.“ So wurde das Argerniß abgewendet, daß im Glendstal jemand verhaftet wurde.

Pastor Rind war der erste der Pastoren, der hier oben in diesen Versammlungen mit dem Wort diente, nachdem vorher die Brüder vom Arrenberg, auch die jungen Leute von der „Kompanei“ Bibelstunde und Bibelbesprechstunden gehalten hatten; aber nach ihnen wäre eine lange Reihe von Namen zu nennen, und heute ist wohl niemand unter den Pastoren des Tals, der nicht auch einmal im Laufe des Jahres gern ins Glendstal hinaufstiege. Den Hauptanteil an diesem Dienst hatten, wie es seit der Teilung unserer Gemeinde in Parochien natürlich ist, die Pastoren des Arrenberger Bezirks. Es wäre interessant, wenn man all das Zeugnis, das da geredet worden ist, zusammenstellen könnte; wie ist da in so verschiedenen Zeiten, in so verschiedener Art, aber doch schließlich in einem Geist — und das war ja Tante Hannas sehnlichster Wunsch — der eine Name unseres hochgelobten Heilandes groß gemacht und gepriesen worden! Diese innere Seite ihrer Feste war der lieben Frau Faust natürlich immer ihr Hauptanliegen.

Aber auch wenn man die äußere Seite der Feste ansieht, so gab's da ein groß Teil Arbeit, auch manche Unannehmlichkeit zu überwinden. Tante Hanna hat auch in all diesen äußeren Dingen stets nur auf Gottes Durchhilfe vertraut und sie oft und reichlich erfahren.

In den letzten Jahren ihres Lebens kam es einft vor, daß sich für einen Sonntag ein Verein von Cronenberg anmeldete. Es regnete den ganzen Tag in Strömen. Um zwei Uhr nachmittags schickte Frau Faust einen Boten

nach Cronenberg, der anfragen sollte, ob der Verein bei dem Regenwetter denn kommen wolle. Ja, sie kämen alle, lautete die Antwort. So machte man sich denn im Glendstale hurtig an die Arbeit und rüstete 300 Portionen Kaffee. Eben war man fertig, alles stand so einladend auf dem Tisch, da kam die Nachricht, der Verein könne doch nicht kommen, das Wetter sei zu unfreundlich. Da war guter Rat teuer; die aufwartenden Frauen und Jungfrauen stimmten ein großes Jammer- und Klage lied an über die 300 Portionen Kaffee, die doch nun rein verloren seien. Aber Frau Faust ließ sich nicht so schnell aus dem Konzept bringen: „Nur fein stille bleiben! Den Kopf onger den Arm nehmen!“¹ Es wird schon gehen.“ Sie glaubte und vertraute, daß der Herr ihr einen Ausweg zeigen werde. Und sie täuschte sich nicht. Es dauerte gar nicht lange, da marschierte eine Sonntagschule heran mit 160 Kindern. Die kleine Gesellschaft mit ihren Leitern war nicht wenig erstaunt, daß, ehe sie fragen konnten, ob's wohl Kaffee gebe bei dem Regenwetter, Frau Faust ihnen mit ausgebreiteten Armen und leuchtenden Augen entgegenrief: „Herzlich willkommen! Für 300 Personen ist gedeckt.“ Nach einer Weile kam eine Anzahl Missionszöglinge, — und, o Schrecken! zum Schluß rückt der Verein von Cronenberg doch noch an. Nun entstand erst wieder Schwierigkeit, wie man den Raum verteilen und die großen und die kleinen Leute setzen solle, aber auch diese Schwierigkeit wurde dank der weisen und klugen Art, mit der Frau Faust Erwachsene und Kinder behandelte, bald gehoben.

In solchen Fällen erwies sich ihr guter Humor als eine wirklich große Gabe Gottes. Da hatte sie, als wieder einmal ein Fest war, der Milchbauer in die größte Verlegenheit gebracht dadurch, daß er einfach die bestellte Milch, etwa dreißig bis vierzig Liter, nicht gebracht hatte. Um aller Unzufriedenheit vorzubeugen, hielt Frau Faust den Leuten vor Beginn des Festes eine kleine humorvolle Rede,

¹ Den Kopf unter den Arm nehmen (demütig sein, sich büßen).

in der sie das Fehlen der Milch entschuldigte und dann feierlich die Erlaubniß erteilte, es dürfe sich ein jeder für jede Tasse Kaffee ein Stück Zucker mehr nehmen. Die Leute lachten, und jeder etwa aufsteigenden Mißstimmung war von vornherein die Spitze abgebrochen.

Daß unter all den verschiedenen Gästen auch manchmal unbescheidene und ungezogene waren, läßt sich leicht denken. Da machte sich Frau Fausts Erziehungsgabe geltend. Es fiel ihr einst auf, daß man bei den großen Volksfesten so viel Zucker brauche; nach den Festen waren immer alle Zuckerschalen vollständig leer. Wie half sich Tante Hanna, die Leute zu etwas mehr Bescheidenheit zu erziehen? Beim nächsten Volksfeste goß sie Kaffee, Milch und Zucker zusammen und reichte es so ihren Gästen. Einen der Pastoren, dem sie erklärte, warum sie's heute so mache, bat sie, den Leuten ein paar Worte darüber zu sagen. Der aber antwortete: „Nein, Frau Faust, das müssen Sie selbst tun; das können Sie selbst am besten.“ Dabei erhob er schon die Klingel und erteilte Frau Faust das Wort. Die war nicht blöde und erklärte den Leuten in ihrer originellen Weise und platten Mundart, wie man im Leben praktisch sein und sich die Sachen vereinfachen müsse. In zarter, aber doch gut verständlicher Weise ließ sie dabei durchblicken, warum sie heute diese Vereinfachung habe eintreten lassen. Beim nächsten Male sagte sie: „So, nun will ich mal sehen, ob mich die Leute verstanden haben!“ Und siehe da, sie hatten sie wirklich verstanden; ihre Rede hatte gewirkt. Sie gab den Kaffee wieder in der alten Weise, und nachdem die Leute gegangen waren, war noch eine große Menge Zucker auf den Schalen zurückgeblieben.

Wie der Herr ihr die Freude schenkte, daß sie von ihrer Liebesarbeit im Glendstal oft unmittelbar Früchte sehen durfte, davon nur einige ganz kurze, aber nicht einzig dastehende Beispiele. Es war wieder ein Fest gewesen, und als Teilnehmer hatten sich auch eine ganze Reihe

solcher Männer eingefunden, die sonst als offenkundige Feinde des Evangeliums galten. Was für einen Eindruck das Fest bei ihnen hinterlassen hatte, wußte man nicht. Den Mitarbeiterinnen, die der Tante Hanna beim Abräumen halfen, war etwas ängstlich zu Mut. Sie dachten an den langen dunklen Weg durch den Wald. Aber Tante Hanna tröstete sie und ging mutig voran. Auf einmal blieb sie stehen: sie sah dicht vor sich im Dunkeln die Umrisse einiger Gestalten. Was mag das sein? Sie schickt einen Seufzer zum Herrn empor und schreitet dann mutig auf die Gestalten zu. Da tritt ein Mann vor sie hin, ergreift ihre beiden Hände und sagt mit bewegter Stimme: „Ich danke Euch, Frau Faust, ich danke Euch; Ihr seid die einzige, die es gut meint mit uns und die wirklich Liebe zu uns Armen hat, das haben wir gesehen. Wir waren zum Fest gekommen, um dort Spektakel zu machen, aber wir konnten es nicht. — Wo habt Ihr die Liebe her? Ich habe die „Fienen“ (Frommen) sonst nicht gerne, es sind Heuchler, aber Ihr meint es gut mit uns Armen und Verachteten. Meine Frau wollte schon längst gern zu Ihnen ins Elendstal zur Bibelstunde und die Kinder zur Sonntagschule, aber ich litt es nicht. Von jetzt an dürfen sie jeden Sonntag gehen.“ — Derselbe Mann kam später auch selbst in die Bibelstunde.

Da kommt einmal ein Stromer, ein recht verbummelter und verkommener, durchs Elendstal. Frau Faust geht auf ihn zu und sagt zu ihm: „Wo willst du hin? Komm, geh mit herein in den Saal!“ Der antwortet verdrossen: „Da will ich nicht hin, da werden „fime“ (fromme) Lieder gesungen.“ Sie entgegnet ihm: „Die brauchst du gar nicht zu singen; du sollst nur eine Tasse Kaffee trinken.“ Er geht mit hinein, und siehe da! nach einer Viertelstunde steht er mitten im Saal, in dem gerade ein Fest gefeiert wird, hört ganz still den Reden zu, und Frau Faust steht so recht mütterlich neben ihm, die Hand auf seine Schulter gelegt.

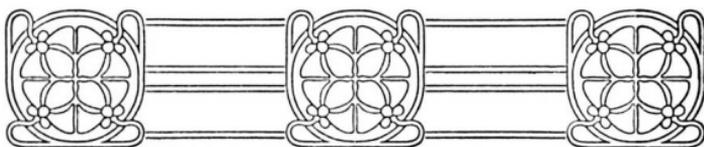
In der Nordstadt wohnt ein Mann, der durch Trunksucht und liederlichen Lebenswandel seine Familie ganz zugrunde gerichtet hat; er ist innerlich ganz von Gott los und wird wütend, wenn ihm jemand reden will von Gottes Wort und Gericht. Da wird er einmal und noch einmal eingeladen zum Glendstal, und nach langem Sträuben läßt er sich überreden, — er kommt. Er hört Gottes Wort; es gibt sich auch Gelegenheit, daß Frau Faust ein Wörtlein mit ihm reden kann. Er ist nicht zum letztenmal im Glendstal; er kommt wieder. Sener erste Besuch ist der erste Anlaß dazu geworden, daß er mit Gottes Hilfe den Anfang zu einem neuen Lebensuchte.

Sie hat gerade im Glendstal die Durchhilfe des HErrn auch in äußerlichen Dingen reichlich und oft erfahren. So kamen oft viel, viel mehr Gäste, als sie erwartet hatte. Und die kamen, waren meistens arme Leute, die großen Appetit hatten und sich wirklich satt essen wollten im Glendstal. Wenn dann wohl einer ihrer treuen Mithelfer seine Besorgnisse äußerte, die Borräte könnten am Ende für eine solche Masse von Menschen nicht reichen, da war sie immer getrosteten Muts: „Es hat noch immer gereicht und wird auch jetzt reichen.“ Und der HErr hat sie in ihrem Vertrauen nicht zu schanden werden lassen. Es war keine Kleinigkeit, die Kosten für die großen Bewirtungen aufzubringen. Hatte sie doch bei ihren Festen viele, oft Hunderte von Freigästen. An einem Montag morgen findet sie, so berichtet sie selbst, als sie alles vom Tage vorher berechnet, daß ihre Kasse nicht stimmt, daß ihr, trotzdem daß sie vorher bei einer Reihe von Freunden gesammelt hat, etwa noch 18 Mark fehlen. „Da sagte ich zu Ihm (d. h. zum HErrn): Sieh, ich habe so viel Arbeit, und es ist ja alles für Dich; ich tu es auch ganz gern; aber Du kannst wohl zusehen, daß die Kasse dann stimmt. Ich will ja nichts verdienen, aber ich kann doch auch nichts dazulegen, denn ich habe ja nichts.“ Ihr Unmut

soll bald beschämt werden. Gleich darauf muß sie zur Stadt. Sie steigt in die elektrische Bahn ein. Da kommt eine junge Dame, begrüßt sie und sagt: „Das ist ja schön, Frau Faust, daß ich Sie hier treffe; ich habe etwas für Sie“ — und drückt ihr 20 Mark in die Hand. „Da hab ich zu meinem Heiland gesagt,“ so erzählt Frau Faust weiter: „Nein, so hab ich das nicht gemeint, daß Du mir das Geld sogleich geben sollst; da schäme ich mich ja, daß ich etwas davon gesagt habe; nun, ich bedank mich auch vielmals. Ach, Er ist ein treuer Heiland.“

Die treue Magd darf jetzt bei der ewigen Sabbatfeier ausruhen; wir aber danken es ihr, daß sie es zuwege gebracht hat, daß da oben in dem früher so verrufenen Elendstal manch einer bei den lieblichen Festen einen Wortschmack des Himmels empfangen hat.





10 Viel Freunde.

Warum Tante Hanna viele Freunde hatte. Wo sie zu suchen waren. Freie Fahrt auf der Elektrischen. Der Oberbürgermeister macht ihr Platz. Tante Hanna kann „Erpel“ kaufen und nach Wesel fahren. An der Bibel gebildet. Der Schlüssel zu den Herzen.

Daß Tante Hanna viel Freunde gehabt hat, geht aus dem, was wir bisher berichtet haben, hervor. Wir wollen in diesem Kapitel nur eine kleine Nachlese halten und noch einige Dinge nachtragen, die wohl wert sind, daß sie im Gedächtnis bewahrt werden.

Viel Freunde! Ob Frau Faust wohl auch Feinde gehabt hat? Es hat bei ihr Zeiten gegeben, wo sie durch das Gericht der Menschen gehen mußte, es haben sie auch manche gehaßt um ihres Bekenntnisses zu Jesu willen; aber die meisten hat sie durch ihre stille Liebe überwunden. Als sie heimging, da hat sie wohl bei allen viel Liebe und Vertrauen genießen dürfen. Ihre Freundschaft ging weit über die Mauern Elberfelds hinaus, und die Kunde von ihrem Sterben hat viele Herzen im ganzen weiten deutschen Vaterlande innig bewegt.

Was war's denn, was sie so wert machte in den Augen der Menschen? Ihre Liebe, ihre große Liebe? Gewiß, aber diese ihre große Liebe wuchs heraus aus einer wahren, inneren Herzensdemut. Und wer sich selbst demütigen kann, den setzt Gott selbst zu Ehren. Sie hat zwei Worte selbst geprägt, die sie immer wieder als Lösungsworte ihres Tuns und Handelns bezeichnet hat:

„Den Kopf onger den Arm nehmen,“ und das andere: „Man muß wie ein Fußwisch werden, an dem alle ihre Füße abputzen“; und in diesen Worten liegt das Geheimnis ihrer Persönlichkeit. Es ist nicht so, daß sie ohne weiteres so demütig gewesen wäre. Im Gegenteil, sie hatte einen königlichen, starken Geist, mit allen Anlagen zu herrschen und zu regieren. Und nicht immer ist's ihr gelungen, ihren Willen zu brechen und dranzugeben. Sie hat selbst darunter gelitten. Aber in der Schule des Herrn und unter seiner Zucht hat sie lernen wollen, hat sie sich demütigen wollen, und Freunde, die ihr nahestanden, haben es bezeugt aus eigenster Beobachtung heraus, wie sie in vielen Dingen milder, nachgiebiger, weicher, — kurz demütiger geworden ist. Und den Demütigen gibt Gott Gnade.

Eine köstliche Frucht ihrer inneren Herzensdemut soll hier nicht unerwähnt bleiben, sondern zu Nutz und Frommen unserer lieben christlichen Frauen und Jungfrauen recht kräftig und deutlich hervorgehoben werden. Sie ist äußerlich so überaus einfach und schlicht geblieben. Es will uns scheinen, daß sich der christliche Sinn und Geist in unserem Tale nicht vertiefe, sondern veräußerliche. Daher kommt es auch, daß die christlichen Kreise gar sehr hineingezogen werden in den Bannkreis des Zeitgeistes, auch im Blick auf ihr äußeres Auftreten. Die alte Schlichtheit der Väter ist abhanden gekommen. Wer am Sonntag unsere christlichen Vereine sieht, dem wird ganz merkwürdig zu Mut ob all den schönen Kleidern, Hüten, Ringlein, goldenen Uhren und allem möglichen Tand. Männer und Frauen finden ihres Herzens Lust, in ihrer Kleidung viel mehr vorzustellen, als sie sind. Man fragt sich verwundert: Steht denn für unser Geschlecht nicht mehr in der Schrift: „Welcher Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott?“ Ist's denn

recht, daß sich unsere christlichen Kreise in dem Stück so gar nicht von der Welt unterscheiden? Unsere Tante Hanna hätte wohl Versuchung genug gehabt, aus der Einfachheit herauszukommen, kam sie doch in die vornehmsten Häuser; wurde sie doch von den vornehmsten Herren und Damen fast als Freundin behandelt, — aber sie ist einfach geblieben. Ihre einfache Haube, ihr Halstüchlein, ihr großes Umschlagetuch und ein ganz einfaches Kleid, das blieb ihr ganzer Staat bis in ihr Alter. Und ihre Sprache, in der sie am liebsten sprach, blieb ihr bergisches Platt. Sie ist in Wahrheit die Frau aus dem Volke geblieben, und das hat sie so vielen lieb und wert gemacht.

Daß sie viele Freunde hatte, das konnte man sehen, wenn man sie beobachtete auf ihren Gängen durch die Stadt. Sie geht dahin, beladen mit ihren Körben, da begegnet ihr eine Dame aus vornehmem Hause. Sie begrüßt Tante Hanna mit freundlichem Händedruck, bleibt bei ihr stehen und hat Wichtiges zu reden mit ihr. Gleich darauf begegnet der alten Korbtägerin ein armes Weib, abgehärmt und bleich aussehend. Sie muß auch ein freundliches Wort und einen herzlichen Gruß von der Tante Hanna haben. Dort ein freundliches Grüßen und hier wieder, — überall begegnet die einfache alte Frau freundlichen Gesichtern. Sie steigt am Steinbecker Bahnhof in die elektrische Bahn. Der Vorsteher des Bahnhofes steht gerade dabei und sieht verwundert, wie die Schaffner förmlich wetteifern, der alten Frau behilflich zu sein und ihr einen guten Platz zu verschaffen. Lobend spricht sich der Stationsinspektor darüber aus. „D,“ ruft Tante Hanna, „dat dont se all.“¹

Ihre Freundschaft ging hinauf bis zum Oberhaupt unserer Stadt. Unser verstorbener vielgeliebter Oberbürgermeister, Geheimrat Jaeger, war ihr allezeit wohl gewogen und wußte ihre Arbeit im vollsten Maße anzuerkennen.

¹ Das tun sie alle.
Tante Hanna.

Er pflegte wohl zu sagen, die Frau Faust erspare ihm mehrere Polizisten. Auch hat er es mehrfach ausgesprochen, daß die Frau Faust den wärmsten Dank der Stadt Elberfeld verdiene, wenn sie weiter nichts getan hätte, als das eine, daß sie eins der verrufensten Weiber, das fast bis zum Tier herabgesunken war, aus dem Schlamm herausgehoben und mit Gottes Hilfe zu einem ordentlichen Menschen gemacht hat. Er hat es veranlaßt, daß Frau Faust freie Fahrt bekam auf der Pferdebahn früher und später auf der Elektrischen. Da hat er einmal unsere gute Frau Faust in arge Verlegenheit gebracht. Steigt sie da auf einen Wagen, in dem der Oberbürgermeister sitzt. Der hat kaum die Tante Hanna gesehen, da springt er auf und sagt: „Kommen Sie, Frau Faust, Sie müssen sitzen; Sie müssen sonst so viel herumlaufen.“ Und es half nichts, sie mußte sich hinsetzen. „Ach, eß schämten meß soa för all die Menschen,“¹ hat sie später gesagt. Er hat sie auch einmal im Glendstal bei einer Kaisersgeburtstagsfeier besucht, und den Teilnehmern von damals ist's unvergeßlich, wie sie ihn mit einer humoristischen Ansprache dem versammelten Volke vorstellte. Wenn manche Reider ihr und ihren Festen allerlei Schwierigkeiten in den Weg legen wollten, dann fand sie bei ihm stets kräftigste Unterstützung und Beistand. Wie offen und vertraut sie mit ihm reden durfte über alles, was ihr Herz bewegte, dafür nur ein Beispiel. Eines Tages hat sie ein besonders beschwertes Herz, weil sie einen besonderen Einblick getan hat in die Verderbensmacht der unzufriedenen, von Gott abgeirrten Elemente, wie sie im Volke tätig sind. In dieser Stimmung kommt sie zum Oberbürgermeister und sagt zu ihm: „Herr Oberbürgermeister, es sieht traurig aus in unserm Volk; sie haben es jetzt heraus, sie können Patrönchen machen für 27 Groschen, womit sie ein Haus in die Luft sprengen können, und wer weiß, wie bald sie damit anfangen werden,

¹ Ach, ich schämte mich so vor all den Menschen.

denn ihr Zorn und ihre Wut auf die Regierung und auf die Reichen ist sehr groß. Nun bitte ich Sie, legen Sie doch keinem Menschen etwas in den Weg, der unser Volk wieder zum Glauben und zum Christentum zurückführen will; denn aus dem Unglauben allein ist dieser Haß entstanden.“ Ist das nicht ein wahrhaft salomonischer Rat für jede Behörde in unseren Tagen? Jedes Jahr an Weihnachten durfte Hanna eine Schar Kinder ins Haus des Oberbürgermeisters bringen, wo sie reich beschenkt wurden. Auch zum Kranken- und Sterbebette ihres geliebten Herrn Oberbürgermeisters hatte Tante Hanna noch Zutritt, — ein Beweis, daß er ihr wirklich ein Freund gewesen ist.

Besonders erwähnt werden muß noch an dieser Stelle die Freundschaft, die sie mit dem edelsinnigen und wohlthätigen Kommerzienrat Boeddinghaus verband. In dessen Haus fand sie stets freundliche Aufnahme, inniges Verständnis und weitgehendstes Entgegenkommen für ihre vielen Pläne und Bedürfnisse. Er und der alte Herr Meckel sind doch auch die beiden gewesen, die sie instand setzten, die Glendstaler Kapelle zu bauen.

Sie hat auch außerhalb Eberfelds manche Freunde gehabt, sonderlich die alten Kompaniefreunde, und die hat sie gerne von Zeit zu Zeit besucht. So hatte sie einst dem Freunde van den Bruck in Wesel schreiben lassen, sie komme in den nächsten Tagen dorthin; fest bestimmen könne sie aber noch nichts; sie müsse Kartoffeln haben für ihre Armen.

Der Tag der Reise naht, aber noch hat sie keine Kartoffeln. Da heißt es in ihr: „Gehe da und da hin in die und die Straße“ und als sie durch die Straße geht, da seufzt sie zum Herrn: „Hölp meck doch; eck well so gern morgen no Wesel, sörg meck doch för“¹ — da

¹ Hilf mir doch; ich will so gern morgen nach Wesel, sorg mir doch für.

Klopft's heftig an einer Fensterscheibe; ein reicher Herr winkt Tante Hanna, sie solle heraufkommen, — „für de Erpel,“¹ beendet sie ihr Gebet und geht in das Haus hinein. Der Herr erzählt, er habe in seinem Komptoir gefessen und dreimal ans Fenster laufen müssen, innerlich getrieben; warum, habe er nicht gewußt. Beim drittenmal habe er sie gesehen; jetzt wisse er, warum der Herr ihn ans Fenster getrieben habe. Damit überreichte er der erstaunten Hanna 200 Mark; sie kann genug „Erpel“ kaufen und darf am nächsten Tage einen köstlichen Ruhetag in Wesel genießen in der Gemeinschaft der alten Freunde.

Wie gerne zog unsere Tante Hanna auch hinauf zum Missionsfest nach Remlingrade, wo ihr alter Freund Pastor Conrad lange Jahre im Segen gearbeitet hat.

Freunde hatte sie in allen Bevölkerungskreisen. Wer will all die Häuser nennen, in die sie zunächst durch ihren Kaffeehandel hineinkam, in denen sie aber bald liebe Hausfreundin wurde? Und merkwürdig, oft waren ihre Freunde Leute, die sonst nicht viel von dem Wuppertaler Christentum wissen wollten, die aber durch Hannas wirklich „echte“ Art angezogen wurden. Die Bibel ist eben doch „das Buch“, das wahrhaft bildet, und der Geist Gottes ist es, der wahre Herzensbildung schafft. Das hat sich bei Tante Hanna in großartiger Weise bewahrheitet; und darum war sie auch von vielen Gebildeten geliebt. Außer einigen wenigen Zetteln, die sie an ganz nahe Freunde geschrieben hat, wird kaum etwas „Schriftliches“ von ihr hinterlassen sein, aber sie war innerlich geädelt und erzogen durch das heilige Wort Gottes; und das machte sie fähig, alle Dinge im Licht der Ewigkeit anzuschauen, und auch zu urteilen mit sicherem Takt über Dinge, die sonst außerhalb ihres Bildungskreises lagen.

Ihre Freunde reichten ihr gerne dar, was sie für

¹ Für die Erpäpfel (Kartoffeln).

ihre Arbeit brauchte, und von anderen wollte sie nichts haben. Da konnte sie wohl in berechtigtem Stolze auch eine Gabe zurückweisen. Kommt sie da zu einem alten Herrn, ihn um eine Gabe für das Elendstal zu bitten. Er hält ihr eine große Rede, wie er ein Gegner sei aller Bibelstunden, Feste, Vereine und derartiger Dinge. Die Leute sollten in die Kirche kommen usw. Sie macht ihm klar, daß sich die Leute da oben nicht recht in die Kirche trautes, sie hätten keine ordentlichen Kleider, auch seien alte Leute darunter. Der alte Herr will ihr schließlich mit etwas verdrießlicher Gebärde einen Zehntalerschein hinschieben, aber sie sagt: „Nein, Sie geben nicht gerne, und deswegen danke ich für die Gabe.“ Der Herr will sie nun nötigen, doch die Gabe zu nehmen, aber sie bleibt fest. Sie hat das Geld nicht genommen.

Daß die größte Zahl ihrer Freunde unter den Armen und Elenden war, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Wenn das Häuslein an der Riemenstraße reden könnte, wie viel Zwiegespräche würden wohl offenbar werden, in denen arme, beladene Seelen ihren Jammer klagten, und in denen Tante Hanna treulich und viel der Freunde und ihrer Familien in Elberfeld und draußen in der weiten Welt gedachte!

Ohne daß sie zu den Leuten gehörte, die da meinen, für jeden Schritt, den sie machen, besondere Offenbarungen nötig zu haben, stand sie doch stetig in innigster Gemeinschaft mit dem HErrn und achtete auf seine Winke. Menschen, mit denen sie zusammenkam, sah sie an als vom HErrn mit ihr zusammengeführt, damit sie ihnen diene, — und solcher Sinn macht Freunde und Freundschaften, die von Dauer sind.

Dazu kam bei ihr die besondere Gabe, daß sie den rechten Ton zu treffen und das rechte Wort zu finden wußte, das gerade nötig war. „Tante Hanna besaß einen Schlüssel zu den Herzen,“ hat ein lieber Freund von ihr gesagt, und wo sie ihn nicht besaß, da hat sie den HErrn

um diesen Schlüssel gebeten, und in vielen Fällen ist er ihr vom Herrn geschenkt worden.

An ihr ist es wie an wenigen Menschen offenbar geworden, wie Christi Liebe tatsächlich alle sozialen Klüfte überbrückt. Als diese einfache Frau starb, da stand um ihre Bahre ein Freundeskreis aus allen Ständen, Gebildete und Ungebildete, Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, Alte und Junge, und man spürte es allen ab, daß sie in inniger, herzlicher Liebe mit ihr verbunden gewesen waren. Der Herr hatte ihr Leben reich gemacht durch viele, viele Freunde.





11. In der Gemeinschaft.

Die Wurzeln ihrer Kraft. Die „Kompanei“. Der Gemeinschaftskreis um Tante Hanna. Pastor Rind. Pastor Varner. „Wir müssen in der Gemeinschaft bleiben.“ „'erut, 'erut, wat en de Stow es!“ Warum sich Tante Hanna photographieren ließ. Andere Werke des Reichs Gottes.

Frau Faust war eine köstliche Frucht am Baume christlicher Gemeinschaft; so hat sie ein ihr nahestehender Freund genannt. Das hat sie auch gewußt, daß sie der Gemeinschaft viel verdankte, ja daß sie unbedingt auf Gemeinschaft angewiesen sei, und darum hat sie die Gemeinschaft am Worte Gottes lieb gehabt. Und solange sie in der Arbeit für den Herrn stand, hat sie mitten in der Gemeinschaft gestanden und Segen daraus empfangen. Als sie im jungfräulichen Alter stand, sammelten sich in ihrer Wohnung schon Gläubige zu gemeinsamer Betrachtung des göttlichen Wortes und zum Gebet. Sie war der Meinung, daß Kinder Gottes das Recht haben, sich nach dem kirchlichen Gottesdienste zu sammeln und zu reden von dem, was ihrer Seele groß und wichtig ist, auch ihre Erfahrungen auszutauschen. Als sie solche Gemeinschaft in ihrer Jugend anfang, erhob sich sofort der Haß der Welt wider sie. Man sprengte üble Gerüchte über sie aus und wollte ihr sogar eine Klagenmusik bringen. Allein die Gläubigen versammelten sich und beteten. Während jene sich zur Klagenmusik rüsteten, sangen diese, und Hanna sang mit —: „Warum sollt' ich mich denn grämen?“ Jene bösen Buben konnten ihre Bosheit nicht ausführen, sie gingen davon. Von da an hatte sie Ruhe, da bald

nachher die ganze Familie des Wirts, von dem jene üble Nachricht ausging, an Typhus erkrankte und von ihr gepflegt wurde. Es war bald ein fester Kreis, der sich um die junge, feurige Hanna scharte, einfache Leute am Arrenberg, die treu zusammenhielten und die sich gegenseitig stärkten und erbauten in der Nachfolge des Herrn.

Dazu kamen dann jene jungen Leute, von denen schon öfter die Rede gewesen ist, die Tante Hanna halfen in ihrer Arbeit und die sich selbst eng der Gemeinschaft am Arrenberg anschlossen: die „Kompanei“. In innigster Gemeinschaft und Freundschaft stand sie damals schon mit der nachmaligen Frau Thyssen, und wie sie mit dieser teuren Freundin verbunden war, davon hat Tante Hanna selbst oft geredet: „Wir waren mehr als vierzig Jahre wie Schwestern verbunden; wir hielten es immer so, daß wir einander sagten, was uns aneinander mißfiel, aber wir fühlten uns nur um so inniger zueinander hingezogen, wir wußten doch voneinander, wie wir es meinten.“ Es war ein lieblicher Gemeinschaftskreis von Männern und Frauen da unten am Arrenberg; und es war frisches Leben hineingekommen durch eben die Erweckung, in der auch unsere Tante Hanna zum neuen Leben erwachte.

Diese ganze Gemeinschaft stand bei aller Allianzgesinnung, wie schon erwähnt, fest auf kirchlichem Boden, ja es war so, daß bald Pastoren unseres Tals die Führung und Leitung in derselben übernahmen. Frau Faust, die wohl hätte Leiterin sein können, trat zurück. Sie wollte auch nicht reden, solange Männer da seien, die das Wort Gottes lauter und rein predigen. Sie fühlte, so sagt Pastor Reeser in Düsseldorf von ihr, daß durch öffentliches Auftreten etwas in ihr verletzt wurde. Auch im engeren Kreis hat sie als Frau nicht reden wollen. Nur wenn die Ansichten auseinandergingen und ein fremdes Feuer auflobern wollte, war sie es, die durch ein humorvolles Wort oder durch ein Beispiel aus ihrer reichen Erfahrung

die Gemüter beruhigte. Sie hatte die Brüder und Schwestern lieb. Wenn sie auch das Wesen der Gemeinschaft nicht darin sah, daß sie an den Gläubigen alles gelobt hätte und hätte hingehen lassen, — „es ist ein Gefrabbel“, konnte sie oft schmerzlich bewegt ausrufen im Blick auf die Uneinigkeit und Schwächen der Gotteskinder, — aber sie sah sie doch immer wieder mit den Augen der Liebe an, und wo über einen Christen, zumal über einen Pastor etwas Nachteiliges ausgesagt wurde, da ging sie der Sache auf den Grund und entlarvte mit heiligem Ernst christliche Schwäzer und unaufrichtige Seelen.

Sie hat frühe schon durch ihre Krankenbesuche wohl zu allen Pastoren unserer beiden evangelischen Gemeinden Beziehungen gehabt. Sie hat freundschaftliche Berührung und Gemeinschaft gehabt mit Männern wie Neviandt, Künzel, Ball, Feldner in Elberfeld, Conrad in Cronenberg, BOWinkel in Sonnborn, Engels in Nümbrecht, Krummacher in Elberfeld, Müller in Barmen, später Keeser und Haarbeck in Elberfeld und anderen; in besonders herzlicher Gemeinschaft hat sie gestanden mit Pastor Ohly, dem Seelsorger ihres Bezirks. Aber wenn wir hier ein Bild ihres Lebens zeichnen, dann sind es zwei Männer außer Sander, der ihr in der Jugend am nächsten stand, zwei Männer, die für sie am meisten von Bedeutung geworden sind: Pastor Rind und Pastor Barner.

Pastor Rind hatte sich schon in seiner badischen Heimat bewährt als ein treuer Zeuge, der unbekümmert um den Beifall der Menge seinen Weg ging, den er vor Gottes Angesicht als recht und gut erkannt hatte. Sein ganzer Weg hatte ihn zu den Gemeinschaftskreisen hingeführt. Nun war er der Mann, den Frau Faust in den Gemeinschaftskreis im Glendstal und am Arrenberg hineinführte, und er hat diesem Kreise mit seiner Gabe der Schriftauslegung reichlich und treulich gedient. Und wenn Pastor Rind in unser aller Herzen fortlebt als ein Mann, der es meisterlich verstand, den Heiland groß und

lieb zu machen, so wissen es besonders die Brüder am Arrenberg, die aus jener Zeit der ersten Liebe noch übrig geblieben sind, recht wohl zu würdigen, was sie an diesem teuren Knechte Gottes gehabt haben, der so brüderlich in ihrer Mitte war. Er war es, der die Arrenberger Bibelbesprechstunde, die Frauengemeinschaft, das Freundesfest begründen half, alles Einrichtungen, die heute noch in großem Segen fortbestehen. Viel Segen ist ausgegangen von der Bibelbesprechstunde, die alle vier Wochen Sonntags abends unter seiner Leitung begonnen wurde im Hause an der Riemenstraße. Nicht nur die beiden großen Wohnzimmer, sondern auch das kleine Nebenzimmer, sowie der Flur, die Küche und die Treppe waren oft lange vor Beginn der Stunde dicht besetzt. Diese Wartezeit vor der Stunde wurde von manchem benutzt, um sich gegen Frau Faust über allerlei innere Nöte und Anfechtung auszusprechen. Frau Faust wußte bald, was solchen bekümmerten Seelen nottat. Wenn Pastor Rind eintraf, sagte sie zu ihm: „Herr Paschoar, ec hev et Leed als opgeschlagen.“¹ Das war denn in der Regel das köstliche Trostlied: „Wie bist Du mir so innig gut, mein Hoherpriester Du,“ oder jenes andere in unseren Gemeinschaftskreisen ebenso beliebte Lied: „Ich bete an die Macht der Liebe.“ Pastor Rind verstand ohne weitere Worte die Absicht der lieben Freundin und vergaß nicht, auch im Eingangsgebet ganz besonders solcher angefochtenen Seelen zu gedenken. Mit Pastor Rind ist Frau Faust bis ans Ende aufs herzlichste verbunden gewesen und hat auch an seinem Sterbelager gestanden und die schweren Kämpfe mit durchgekämpft, durch die der müde Knecht Gottes zur letzten Ruhe eingehen mußte.

Pastor Barner kam als Repetent (Hilfslehrer und Dozent) vom theologischen Stift in Tübingen auf einer Studienreise ins Wuppertal. Er wurde auch in das Haus der Hanna Faust geführt. Diese

¹ Herr Pastor, ich habe das Lied bereits aufgeschlagen.

hatte gar keine Ahnung, was eigentlich ein „Reppendent“ (so sagte sie später immer) ist. Der Klang dieses Wortes muß sie wohl an das Wort „Independent“ erinnern haben. Kurz, als sie vernahm, ein „Repetent“ Barner komme, da war sie etwas ungehalten, denn sie meinte, der sei irgend eine außerkirchliche Größe. Und als er nun kam und redete, da mußte sie sich zwar gestehen, daß der Mann recht gut geredet habe, aber sie wollte diesem Wohlgefallen keinen Raum geben, eben weil sie ihn für einen außerkirchlichen hielt. Wie ist aber ihr Mißtrauen überwunden worden! Aus jener ersten Begegnung ist eine Freundschaft erwachsen, die standgehalten hat bis zum Tode des lieben Pastors Barner im Jahre 1902. Barner war ein Kind der schwäbischen Gemeinschaft. Zu seiner natürlichen Gabe kam das reiche Erbe, das er aus dem frommen Elternhause in Norntal und den Kreisen des schwäbischen Pietismus mit seinem Bibelchristentum mitbekommen hatte. In unser aller Erinnerung, namentlich bei seinen Schülern, ist es unvergessen, wie er in die Schrift hineingriff und in heiligem Feuer schöpfte und schöpfte, daß die Herzen weit wurden über dem Reichtum des göttlichen Wortes. Er hat der Arrenberger Gemeinschaft lange Jahre gedient, und die Brüder, die mit ihm unter Gottes Wort sitzen durften, werden die Segenseindrücke und Erquickungen, die sie durch ihn empfingen durften, unauslöschlich im Herzen tragen. Noch nach seinem Rücktritt aus dem Amt im Jahre 1896 hat der selige Pastor Barner der Gemeinschaft einige Jahre gedient, bis ihn dann das hereinbrechende Alter und leibliche Schwachheit nötigten, sich ganz in die Stille zu begeben, zum großen Schmerz seiner Freunde.

Mitten in diesem Kreis, der sich ums Wort scharte und sich aus dem Worte nährte, stand Tante Hanna, und sie war ein lebendiges Band, das diesen Kreis zusammenhielt. Wie oft hat sie uns, den jungen Leuten, zugerufen, als sich die Schar der Alten immer mehr lichtete

und wir wehmütig die Gaben des gereiften Alters in unserm Kreise vermißten: „Wir müssen in der Gemeinschaft bleiben!“ In dieser kleinen, oft verachteten Gemeinschaft fanden all die Nöten unserer Zeit einen lebendigen Widerhall, und wer von uns will sagen, wie viel Segen für unsere Kirche und Gemeinde von diesem kleinen „Kirchlein“ ausgegangen ist!

Für unsere Tante Hanna war solche Gemeinschaft nicht bloß eine schöne Redensart, sondern sie trug wirklich mit den Brüdern und Schwestern deren besondere Leiden und Anfechtungen, suchte auch, wo sie konnte, Wunden zu heilen und Tränen zu trocknen. So erzählte eine liebe Christin, die durch manche tiefe Wasser hat gehen müssen, wie ihr Tante Hanna treulich die Not habe tragen helfen und namentlich einmal zu ihr gekommen sei wie ein Engel Gottes. Eben diese Christin war damals in großer Bedrängnis. Ihr Mann lag hoffnungslos auf dem Krankenslager schon mehrere Jahre. Sie hatten ein Häuflein kleiner Kinder und kein Einkommen, da waren die Bissen oft schmal und gering, und fast gebieterisch wollte sich manchmal die Sorge aufs Herz legen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Die Freundin hat es später bekannt, daß sie in jener Zeit niemals an eines Menschen Türe geklopft habe um Unterstützung, aber um so mehr an die Türe des himmlischen Vaters. Und das war nicht vergebens. Der hat sie wunderbarlich durchgebracht durch jene Zeiten der Not und der tiefen Trübsal. So war einmal wieder Weihnachtszeit. Die Not war wiederum hoch gestiegen. Da klopfte's eines Tages an die Stubentür, und herein tritt Tante Hanna. Sie grüßt kaum und ruft nur: „'erut, 'erut, wat en de Stow es!“¹ Frau und Kinder müssen hinüber zur Nachbarin. Und dann beginnt eine wunderbare Geschäftigkeit; die Frau hört drüben ein Flüstern

¹ Heraus, heraus, was in der Stube ist.

und Tritte von vielen Füßen. Was mag's sein? Als sie wieder hereingerufen wird, da weiß sie allerdings nicht mehr, was sie sagen soll. Tante Hanna ist mit dem Direktor einer höheren Schule gekommen, und der hat eine ganze Reihe seiner Schüler mitgebracht. Die haben einen Weihnachtsbaum vor dem Bett des kranken Mannes aufgebaut, der hell erstrahlt von vielen Kerzen, und jeder der Schüler hat ein Päcklein unter den Baum gelegt: Haushaltsbedürfnisse und auch Spielsachen für die Kinder. Dem Mann und der Frau stürzen die Tränen aus den Augen; die Schüler mit ihrem Direktor, der den Deutschen eine schöne Bibel mitgebracht hat, wollten singen, aber es geht nicht, die innere Bewegung übermannt sie alle. Und hinten in der Ecke steht mit gefalteten Händen unsere Tante Hanna und lacht und strahlt mit dem ganzen Gesicht. Als die Leute wieder draußen sind, da muß die Frau niederknien in überwältigender Rührung und muß dem Herrn danken für seine große Treue. Wir berichten nur dies eine Beispiel, aber es ließe sich viel davon erzählen, wie sich Tante Hanna der Brüder und Schwestern Not zu Herzen gehen ließ.

Ihrer Liebe zu denen, mit denen sie in Gemeinschaft stand, verdanken wir auch ihre Photographie. Das klingt wunderbar, ist aber wahr, und ist folgendermaßen zugegangen. Es war ihr immer zuwider, sich photographieren zu lassen, aber in einer Nacht kam ihr doch der Entschluß, ein Bildchen für ihre nächsten Freunde anfertigen zu lassen. In der Nacht war vor ihrem Haus eine furchtbare Schlägerei. Sie hört das Lärmen und Rufen, zieht sich schnell an, geht hinunter und drängt sich zwischen die Gesellschaft von Streitenden. Sie faßt zwei große Kerle und hält deren Arme fest, um dem Streit ein Ende zu machen; in dem unheimlichen Augenblick, so erzählt sie, sei es ihr gewesen, als ob sie das Bild ihrer Freunde klar vor sich sehe, wie dieselben sie betend umringten. Das habe ihr Mut und Kraft gegeben. Daraus wuchs der

Gedanke heraus, ihre Freunde müßten doch auch ein Bild von ihr haben; am nächsten Tage ging sie zum Photographen und überraschte die Freunde bald mit ihrem wohlgelungenen Bildnis.

Das neueste Bild, womit auch dieses Büchlein geschmückt ist, stammt aus neuester Zeit. Unser Photograph Schäfer hat Frau Faust, als sie Kinder zum Photographieren brachte, überredet, daß sie ihm selbst auch zu einem Bilde saß.

Eine Gemeinschaft ist auch der Jünglingsverein immer gewesen, den Frau Faust in ihr Haus an der Riemenstraße aufgenommen hatte. Dasselbe gilt auch vom Jungfrauenverein.

Es war ein großer, schöner Kreis, der sich um die Pilgerin am Arrenberg scharte, ein Kreis, dessen Bindemittel war der Name unseres hochgelobten Herrn und Heilandes.

Daß Frau Faust bei solcher Gemeinschaftslicbe auch Fühlung und Verbindung suchte mit den Werken des Reiches Gottes, braucht uns wohl nicht zu verwundern. Sie hat auch da einen weiten Blick gehabt. Ich nenne nur die Dinge, die ihr am nächsten am Herzen lagen. In Kaiserswerth ist sie früher schon einmal gewesen, ehe sie die erste Sonntagschularbeit am Arrenberg begann. Über ihre Beteiligung bei der Gründung des lutherischen Rettungshauses und ihre innige Freundschaft mit dem Hause und seinen Bewohnern ist schon geredet worden. Weil sie öfters verwahrloste, verkommene Kinder aus ihren Verhältnissen herausnahm und unterzubringen hatte, war sie auch auf die Anstalt in Neukirchen bei Mörz aufmerksam geworden, hatte verschiedene Kinder dorthin gebracht und war auf diesem Wege mit den gläubigen Kreisen dort in enge Beziehung getreten.

Mit dem Missionshause in Barmen und der Rheinischen Missionsgesellschaft wurde sie auf ganz natürlichem Wege zusammengeführt. Als treue Jüngerin des

Herrn, der seiner Gemeinde den Missionsbefehl hinterlassen hat, war sie selbstverständlich eine gute Missionsfreundin aus innerster Überzeugung. Aber es ergaben sich auch persönliche Anknüpfungen mit dem Missionshause. Als sich die alte „Kompanei“ in alle Winde zerstreute, da haben die Zöglinge des Missionshauses bereitwillig die Arbeit an der Sonntagsschule und dem Jungfrauenverein im Glendstal übernommen und haben seitdem diese Arbeit in Treue und Gewissenhaftigkeit getan. Alle die Brüder, die mit ihr im Glendstal gearbeitet haben, denken wohl mit Freuden an diese Zeit zurück. Und mancher von ihnen, der vielleicht später in der Heidenwelt in schier hoffnungslose Arbeit und viel Anfechtung hineinkam, mag sich wohl an der Erinnerung an die stets hoffnungsfreudige Hanna Faust wieder aufgerichtet haben. Jedes Jahr, wenn der Sommer kam und damit die Zeit, wo die ausgehenden Brüder abgeordnet wurden, dann lud sie auf einen Nachmittag die Brüder mit ihren Lehrern zu einer Abschiedsfeier ins Glendstal ein. Es war ihr Bedürfnis, den lieben Scheidenden auch eine Freude zu machen, und ihnen ist diese Abschiedsfeier lieb und unvergeßlich geblieben.

Wie sie selbst Innere Mission in reicher Weise aus göttlichem Beruf trieb, so hatte sie eine große Liebe zu all den Arbeiten, die den Irrenden und Verlorenen innerhalb unserer Christenheit das Evangelium wieder teuer und wichtig machen wollen. Sie liebte die Arbeit der Evangelischen Gesellschaft; das hat sie dadurch kundgegeben, daß sie ihre Arbeit und ihr Glendstal dieser Gesellschaft übermachte als ein teuer Vermächtnis zur weiteren Pflege. Auch dem Johanneum, der Evangelisten Schule in Barmen, brachte sie volles Verständnis und warmes Interesse entgegen. Dem hat sie auch dadurch Ausdruck gegeben, daß sie die Hausgemeinde des Johanneums jedes Jahr im Sommer einmal im Glendstal festlich bewirtete. Und die Brüder kamen gerne und freuten sich an der Liebe und Teilnahme, die von dieser alten Frau ihrer Arbeit

entgegengebracht wurden, stärkten sich auch an dem Geist des Glaubens, den sie hier wahrnehmen durften.

Zum Schluß wollen wir es nicht unterlassen, einige Lieblingsausprüche und Lieblingslieder, die man oft aus Tante Hannas Munde hören konnte, anzuführen.

„Kinder, es ist eine ernste Zeit,“ pflegte sie zu sagen, wenn man über Ereignisse des Tages mit ihr sprach.

Wenn die Elendesten aus dem Volke darüber erstaunt waren, daß Tante Hanna sich ihrer in Liebe annahm, pflegte sie zu sagen: „Wenn ich euch lieb habe, um wie viel mehr liebt euch Jesus!“

„Immer nach oben geblickt!“ war ein Wort, das sie oft sagte; ein Rezept, heilsam für alle Anfechtungen.

Einige ihrer Lieblingslieder waren folgende: „Jesus nur alleine sei mein Losungswort“; „Deinem Bilde ähnlicher zu werden, ist's, wonach mein Herz sich sehnt“; und endlich jenes bekannte, von ihr so oft am Schluß von Versammlungen vorgeschlagene Lied: „So nimm denn meine Hände und führe mich“.

Wir fügen hier auch ein Lied bei, das Tante Hanna vor einigen Jahren einem befreundeten Hause handschriftlich übergab, und das dann nachher für die Freunde gedruckt wurde:

Sicherer Stand.

Mein Leben ruht in Gottes Hand,
Ihm ist mein Pilgerlauf bekannt
Vom Anfang bis zum letzten Ende.
Er kannte mich, da ich nicht war,
Er gab mir Leben wunderbar,
Ich war gelegt in seine Hände.
Drum sorg' ich nicht im Pilgerstand:
Mein Leben ruht in Gottes Hand.

Kein Tag vergeht und keine Nacht,
Er hat stets treulich auf mich acht
Und leitet sorgsam meine Schritte.
Er schenkt mir, wenn ich müde, Ruh',

Sein Flügel deckt mich schirmend zu,
 Er baut im Sturm mir eine Hütte;
 Da hat mein Herze sicheren Stand, —
 Mein Leben ruht in Gottes Hand.

Muß ich hier oft durchs finstre Thal,
 Und schau ich keines Lichtes Strahl,
 Der mir erhellet die dunklen Pfade:
 Und bin gebeugt ich und gedrückt,
 Daß auch kein Trost das Herz erquidht,
 Dann leuchtet hell das Wörtlein „Gnade“.
 Und aufwärts blick ich unverwandt:
 Mein Leben ruht in Gottes Hand.

Wenn mir der Mut oft schwinden will,
 Dann schau im Glauben ich aufs Ziel.
 Bald darf mein Schifflein droben landen,
 Geht's hier auch noch durch Sturm und Braus,
 Am Ende komm ich doch nach Haus;
 Es ist noch eine Ruh' vorhanden.
 O Schifflein, eil' zum Heimatstrand!
 Mein Leben ruht in Gottes Hand.

Oft fühl' ich zwar mich hier allein,
 Wie könnt' es wohl auch anders sein!
 Die Welt kann Christen nicht verstehen.
 Drum weiß ich, daß ich nur ein Gast,
 Der ja hienieden keine Raft,
 Und dessen Sinn soll aufwärts gehen;
 Hier unbekannt und dort bekannt —
 Mein Leben ruht in Gottes Hand.

Zuweilen wird's dem Herzen bang,
 Ach, Du mein Heiland, wie so lang?
 Wann will doch meine Trübsal enden?
 Sei still! — ruft dann sein treuer Mund,
 Ich weiß alleine Tag und Stund',
 Da alles sich wird herrlich wenden;
 Halt du nur fest und gläubig stand:
 Dein Leben ruht in meiner Hand.

Wenn mancher Pilger hier und dort
 Von meiner Seite eilet fort,
 Zum letzten Schlaf das Aug' zu schließen,
 Dann ruf ich, wenn auch tränenvoll:

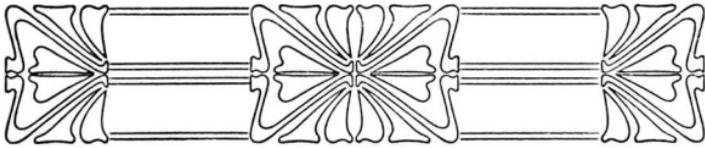
Du liebes Herze, lebe wohl!
 Bald werden wir uns droben grüßen;
 Schon strahlt von fern das goldne Land —
 Mein Leben ruht in Gottes Hand.

Nur treu, nur treu! Dies Lösungswort
 Soll mich begleiten fort und fort.
 Herr, daß ich einst würd' treu erfunden!
 Währt länger noch mein Pilgerlauf,
 Holst Du mich bald zu Dir hinauf —
 Ich bin bereit zu allen Stunden.
 Zu Freud und Leid, in jedem Stand:
 Mein Leben ruht in Gottes Hand.

Wie man sie als den Mittelpunkt des Gemeinschafts-
 kreises am Arrenberg ansah, trotzdem daß sie die Leitung
 in weiblicher Zurückhaltung den Männern überließ, davon
 zeugte ein einfacher, kunstloser Nachruf, den ihr ein Un-
 genannter nach ihrem Tode gewidmet hat:

Zieh hin, du alte treue Seele
 Mit deinem liebewarmen Herz,
 Du hast den Weg hier nicht verfehlet,
 Er führet sicher himmelwärts.
 Du hast so manche frohe Stunde
 Den Arrenbergern hier beschert,
 Du heiltest manche Glaubenswunde
 In deinem häuslich stillen Herd.
 Die Jugend lag dir sehr am Herzen,
 Doch auch fürs Alter stand dein Sinn,
 Du lindert'st Trübsal, Not und Schmerzen
 Und wiesest stets zum Himmel hin.
 Doch auch noch weiter ging dein Streben,
 Den Berg hinan, zum Elendstal,
 Da schafftest du, das war dein Leben,
 Dem Herrn zur Ehr manch Freudenmahl.
 So geh denn ein in deine Heimat,
 Dein Jesus öffnet dir die Thür,
 Verlasse dieses Erdeneiland,
 Lobsing dem Herrn dort für und für.





12. Heimgang.

Es wird zu viel, es wird zu viel!“ Letzte Krankheit. Der Heimgang.
Das Begräbniß.

Bis in ihr hohes Alter ging Tante Hanna unermüdlich ihrer Arbeit nach. Und sie hat unendlich viel geleistet in Jahren, in denen andere längst der Ruhe pflegen. Aber in den letzten Jahren bemerkten ihre Freunde doch eine gewisse Abnahme der Kräfte. „Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden,“ so sprach sie sich und andern zu, und raffte sich immer wieder auf, und „ihr Jesus“ stand ihr wunderbar bei. Am Himmelfahrtsfest 1903, dem letzten, das sie mitfeiern durfte auf Erden, war es, da flüchtete sie sich einen Augenblick aus dem großen Menschengewühl hinauf ins „Pastorenstübchen“, sank ganz ermattet auf einen Stuhl mit dem Ausruf: „Es wird zu viel, es wird zu viel.“ Das war uns, die wir es hörten, fast wie ein leises Mahnen, daß wir sie nicht mehr lange haben würden. Für sie waren es Vorboten ihrer Heimfahrt, wenn der Herr sie an die Särge lieber Mitstreiter und Mitstreiterinnen stellte; wir meinen die Särge und Gräber von ihrer Schwester und ihrer geliebten Freundin, der Frau Thyssen, die Sterbebetten der beiden Zeugen Meviandt und Varner. Sie hatte ein liebes, befreundetes Haus; in das wollte sie sich zurückziehen, wenn sie einmal nicht mehr arbeiten konnte. Aber ihr heißer Herzenswunsch war der, daß sie doch in der Arbeit sterben möchte; sie sehnte sich nicht nach einem irdischen Feierabend, nur nach der himm-

lischen Ruhe. Und der Herr hat ihr Gebet und ihren Wunsch freundlich angesehen. Er ist mit ihr hinweggeeeilt, mitten aus der Arbeit heraus hat Er sie von uns genommen, überraschend schnell und unerwartet.

Am Samstag, dem 12. Dezember 1903 hatte sie noch mehrere befreundete Häuser besucht. Einer Freundin, die ihr nachsah, wie sie aus dem Hause ging, schwerbeladen wie immer, fiel es auf, daß ihr Gang besonders beschwerlich war. Am Abend kam Frau Faust übermüde heim. Am Sonntag fühlte sie sich nicht wohl genug, ins Elendstal zu gehen, wie sie wohl vorhatte. Sie mußte sich bald legen, Fieber stellten sich ein: es zeigte sich, daß eine Lungenentzündung im Anzuge war. Einige nähere Freunde, auch ihr Bezirkspastor und Pastor Haarbeck besuchten sie, aber sie hat fast nichts mehr geredet. So lag sie in ihrer Fieberhize da. Ein Freund, der bei ihr war, sagte, es sei ihm doch auch an diesem Krankenbette wieder ernst vor die Seele getreten, wie wichtig es sei, daß man sich bekehre, ehe man aufs letzte Lager komme; bei vielen gebe es auf dem Sterbebette keine Gelegenheit mehr. Nur ganz kurze Tage hat Tante Hanna krank gelegen; schon am Mittwoch, dem 16. Dezember, nahm sie der Herr zu sich in sein himmlisches Reich.

Am folgenden Samstag kamen viele arme Frauen ins Haus, nichts ahnend; sie wollten ihre gewöhnliche Gabe holen. Wer beschreibt ihr Entsetzen und ihre tiefe Trauer, als sie hören, daß Tante Hanna tot sei. Die Leute haben ihr wohl die heißesten Tränen nachgeweint.

Unten im kleinen Stüblein lagen hoch aufgetürmt die Weihnachtspakete und harrten der Empfänger; und diejenige, die das alles austeilen wollte mit liebewarmem Herzen, die lag oben im Kämmerlein kalt und starr auf ihrem ärmlichen Lager.

Am Sonntag, dem 20. Dezember, dem Sonntag vor Weihnachten, fand das Leichenbegängnis statt. Es war niemand besonders eingeladen worden; durch die Blätter

war es bekannt gemacht; die Freunde hatten es sich untereinander mitgeteilt. Auch die meisten der auswärtigen Freunde hatten es erfahren. Schon am Tage vorher hatte man die Leiche unter einer Fülle von Kränzen, die von reich und arm geschickt waren, aufgebahrt im Konfirmandensaal neben der Trinitatiskirche. In diesem Saale sollte auch die Standrede gehalten werden. Aber als die Stunde der Beerdigung am Sonntag morgen um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr kam, da erwies sich der Raum als viel zu klein. Man ließ den Sarg im Konfirmandensaal und zog hinüber in das große Gotteshaus, das sich bis auf den letzten Platz füllte. Eine seltsame Versammlung! Da sah man Leute aus allen Ständen: Kaufleute, Fabrikanten, Lehrer, Geistliche, Fabrikarbeiter, Männer und Frauen, alle vereinigt in inniger Trauer um die geliebte Entschlafene. Zum Eingang sang der Gesangchor des Jünglingsvereins am Arrenberg das Lied: „Wenn ich Jhu nur habe.“ Bruder Dannert in Barmen hat allerdings recht, wenn er sagt: „Die Strophe aus dem zweiten Vers: „Lasse still die andern breite, lichte, volle Straßen wandern“ paßte freilich auf unsere liebe Tante Hanna nicht.“ Waren es doch gerade die armen Menschenkinder auf der „breiten Straße“, die ja trotz der Breite oft so wenig „lichtvoll“ ist, um welche sie sich kümmerte. Pastor Niemöller hielt dann die Trauerrede über 1. Mose 12, 2: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein.“ Wir heben daraus folgendes heraus:

Wir denken heute vor allem an den Segen, der unserer lieben heimgegangenen Freundin vom Herrn geworden, und der sich in Strömen über sie ergossen hat, davon ein Jahr ihres Lebens dem andern sagt, davon ihre Jugend und ihr Alter, ihre Erlebnisse und ihre Führungen, ihr Herz und ihr Haus, ihr Wollen und Vollbringen in mannigfachster Weise beredetes, lautes Zeugnis ablegt.

„Ich will dich segnen“. Wir denken da zunächst an das Innerste, an das Kostlichste ihres Lebens, an alles

daß, was der Herr an ihrem Herzen getan hat. Sie hat Ihn gesucht, und Er hat sich von ihr finden lassen. Sie hat Ihn frühe gesucht, und Er ist ihr niemals untreu geworden. Welch eine Freude war es, ihr fröhliches Glaubensleben zu beachten! „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen“: das war ihre Losung. Immer wieder warf sie mutig Panier auf. Wo Männer bangten, da war ihr Glaube der Sieg, der die Welt überwunden hat. Und Welch ein Feuer der Liebe hatte der Geist Gottes in ihr angezündet! Über fünf Jahrzehnte hat es gebrannt und loderte noch in den letzten Tagen wie in der Jugendzeit in hellen Flammen empor. „Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden“, so lautete eins ihrer letzten Worte. Ihr Glaube aber und ihre Liebe wurzelten in ihrer ungefälschten Demut, mit der sich eine große Weisheit verband. Wie bereitwillig trat sie stets zurück, wie gewissenhaft hielt sie bei all ihrer Arbeit die weiblichen Schranken ein! Daß nur des Heilandes Ehre gemehrt, daß nur sein Reich gebaut werde: das war ihre stetige Sorge.

„Ich will dich segnen“. Der Herr hat sie gesegnet durch das liebe Kreuz. Sie hat manchen dornenvollen Weg gehen müssen. Sie kannte des Psalmenängers finstereß Tal. Aber das Kreuz trieb sie unter des Heiligen Geistes Leiten ans Vaterherz, ans Heilandsherz. Das eigene Kreuz machte sie tüchtig, fremdes Kreuz zu verstehen und mitzutragen. Das Kreuz war ihr ein Führer zur Krone. Sie durfte oft bezeugen: „Ich danke Dir, Herr, daß Du mich gedemütigt hast.“

„Ich will dich segnen“. Der Herr hat sie mit viel Liebe gleichgesinnter Brüder und Schwestern gesegnet. Es ging eine tiefe Bewegung durch viele Kreise hindurch, als sich die Trauernachricht von ihrem Heimgang verbreitete. Gott hat ihr viele Herzen geöffnet, daß sie freudig ihre Gaben darboten, um ihre Arbeit für das Reich Gottes zu unterstützen. Er hat ihr viele Freunde und Freun-

dinnen geschenkt in der Nähe und in der Ferne, die ihr ziehen halfen am Neg, um Menschen für den Heiland zu fischen.

„Ich will dich segnen“. Der Herr hat ihr eine wunderbare Kraft geschenkt, um den zahlreichen Pflichten, die an sie herantraten, zu genügen. Wenn jüngere Kräfte versagten oder ermüdeten, dann ließ Er sie die Erfüllung der Verheißung schauen: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“ Es war bewundernswert, wie sie weit über die Lebensgrenze hinaus trotz ihres arbeitsreichen und mühevollen Tagewerks rüstig blieb, ähnlich dem Knecht Gottes Mose, dessen Augen nicht dunkel geworden waren, und seine Kraft war nicht verfallen. Das hat der Herr an ihr getan. Ihm sei Lob und Ehre!

„Ich will dich segnen“. Der Herr hat es ihr in Gnaden gewährt, daß sie mitten aus der Bahn, mitten aus der Arbeit der Liebe, der Zurüstung zum Weihnachtsfeste, ohne Siechtum ausgepannt wurde und eingehen durfte, wie wir nicht zweifeln, als eine treue Dienerin, die der Herr wachend fand, zu seiner Freude. O, wie viel gibt's hier zu danken!

„Ich will dich segnen,“ verheißt der Herr, — und „du sollst ein Segen sein“. Sie ist ein Segen gewesen, ein großer Segen. Der Tag wird's klar machen, die Ewigkeit wird es ans Licht bringen. Christi Jünger und Jüngerinnen sollen Salz und Licht sein in den Kreisen, in die sie Gott gestellt hat. Christen sollen wirken als Sauerteig, als erhaltende, belebende, erneuernde Kräfte. Sie hat's getan. Sie hat, wie Maria von Bethanien, getan, was sie konnte. Es ist an ihr zur Wahrheit geworden, was geschrieben steht: „Wer an Mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“

„Du sollst ein Segen sein.“ Wir wandern im Geiste nach ihrem kleinen Hause, wahrlich eine Hütte Gottes bei den Menschen! Ein Bethel, ein Haus Gottes, wo die Himmelsleiter stand, auf der Bitte, Gebet und

Fürbitte als Engel hinaufstiegen und als Gottes Erhörung herniederkam! Hier hat sie Männern und Jünglingen ein Heim geboten, wo sie vor den Versuchungen und Gefahren des Lebens bewahrt bleiben konnten und des Herrn Namen preisen durften. Hier hat sie eine Stätte eröffnet, wo Gottes Wort in Bibelfunden und Versammlungen ausgelegt und Unzähligen als Stecken und Stab, als Licht, das da scheint an manch dunklem Ort, als Brot des Lebens für die Seele dargereicht wurde. Hier hat sie gleich der Tabea von Joppe die Armen erfreut und ihnen mit der irdischen Gabe himmlische Güter mit auf den Weg gegeben.

„Du sollst ein Segen sein.“ Wir wandern auf die Berge nach der Stätte, wo sie das Elendstal zu einem Eden umgewandelt hat, wo alle, die mit Ernst Christen sein wollten, einen Anstoß zur ewigen Bewegung empfangen konnten, wo sie den Jungfrauen eine Herberge gab, um ihrem Heilande zu dienen, wo sie die Liebe zur Mission und den Arbeitern in der Inneren und Äußeren Mission gehegt und gepflegt hat, wo sonder allen Zweifel viele für das Himmelreich gerettet worden sind.

„Du sollst ein Segen sein.“ Wir wandern in so manches Haus unserer Stadt, wo sie in gesunden und kranken Tagen das Wort des Trostes und der liebevollen Zurechtweisung spendete, wo sie den Weg zu den Herzen auch dann noch fand, wenn er anderen versagt geblieben war. „Du sollst ein Segen sein.“ Sie ist's gewesen über 50 Jahre lang. Dem Herrn sei Dank und Ehre!

Und wenn nun ihre stummen, verblichenen Lippen sich noch einmal öffnen könnten, dann würde sie, wie sie es oft getan, die Barmherzigkeit ihres Heilandes rühmen, dann würde sie uns mahnen: „Lasset uns aufsehen auf Jesum!“ Dann würde sie bitten: „Suchet Jesum und sein Licht; alles andre hilft uns nicht,“ dann würde sie es uns als ihr heiliges Vermächtnis, als ihr Testament ans Herz und aufs Gewissen legen: „Wirket, solange es

Tag ist! Werbet Seelen für den Heiland! Arbeitet, daß sein Reich komme!“

„Ich will dich segnen,“ spricht der Herr. Er hat's getan. Ihm sei Preis und Dank dafür! „Du sollst ein Segen sein,“ verheißt der Herr. Er hat's erfüllt. Sie ist's gewesen. Dir, Herr, gebührt die Ehre!

Nach der Trauerfeier in der Kirche bewegte sich ein langer, imposanter Leichenzug durch die Straßen Elberfelds nach dem lutherischen Friedhofe am Dorrenberg: Sonntagsschulkinder, Jungfrauen, Jünglinge, Freunde und Bekannte in großer Zahl, vornehm und gering, von nah und fern, hinter dem Leichenwagen noch eine ganze Reihe anderer Wagen, vorne vor dem Zuge berittene Polizei, auf den Straßen und an den Fenstern eine Menge Zuschauer, gerade, als wenn ein „Großer“ zu Grabe geleitet würde. Polizei mußte den Eingang des Friedhofes von der andrängenden Volksmasse freihalten, damit die Teilnehmer des Leichenzuges zum Grabe gelangen konnten. Da wurde auch ein altes Mütterlein zurückgedrängt, das etwas vom Leichenzug abgekommen war. Aber sie ließ sich nicht abweisen. „Eck well äver to mine Hanna Faust,“¹ so sagte sie energisch, und auf Fürsprache einiger Freunde wurde sie hereingelassen.

Auf dem Friedhof wurde der Trauerzug durch die Klänge des Posaunenchores aus dem Missionshause begrüßt, und dann hielt Pastor Niemöller eine kurze Grabrede über Ps. 91, 15 u. 16. Dann traten die Freunde der Verstorbenen, von denen etliche aus weiter Ferne gekommen waren, ans Grab und widmeten der treuen Freundin einen kurzen Nachruf in Form eines Liederverses oder eines Bibelwortes. Der Leiter des Jungfrauenvereins erinnerte an Hannas letztes Vermächtnis fürs Elendstal: „Dabei soll es bleiben, bis mein Auge bricht; Amen, Halleluja! Gott verläßt uns nicht!“

¹ Ich will aber zu meiner Hanna Faust.

Ein alter Bruder warf ein wenig Erde auf den Sarg und sagte: „Und ich will es mit Stillschweigen übergehen.“ Er wollte und konnte nicht in Worten ausdrücken, was er an diesem offenen Grabe empfand.

Pastor Keeser aus Düsseldorf erinnerte an ihre beiden Lieblingsverse, die auch am besten ihr ganzes Wesen und Wirken kennzeichnen:

Mach mich stets treu und kindlich
 Und immer mehr empfindlich
 Für's menschliche Geschlecht,
 Damit ihr Wohl und Wehe
 Mir stets zu Herzen gehe,
 Wie Dir's war, als Du warst ein Knecht.

Und:

Ich möcht so gerne schöne sein,
 Doch nur, damit ich Dir gefalle,
 Ich such vor Menschen keinen Schein,
 Willst Du's, laß mein vergessen alle.
 Ich sei veracht't und Du geehrt.
 Das ist es, was mein Herz begehrt.

Das Grab schloß sich über der sterblichen Hülle der treuen Magd des HErrn. Durch die Reihen der Gläubigen aber ging in jenen Tagen eine große Trauer, weil man wußte, daß eine gesegnete Dienerin hinweggenommen war.

Was sie uns gewesen und wie sie sich durch des HErrn Gnade unter uns bewiesen hat, das hat ein Freund, der sie lange Jahre gekannt hat, gar schön zusammengefaßt. „Sie gehörte zu den Jüngerinnen Jesu, wie sie nicht einem jeden begegnen auf dem Lebenswege. Sie war eine christlich=soziale Arbeiterin im Weinberge des HErrn, aber nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Wort's, wo es nur Parteilache bedeutet, sondern im edelsten Vollsinn. Von Jugend auf als eine Verlobte Jesu Christi auserwählt, hatte Gott sie mit seltenen Gaben des Geistes und Verstandes ausgerüstet; das Erbe einer pottbegnadeten Mutter erwies sich fühlbar in ihrem Gott geweihten Leben. Aus einfachen Verhältnissen hervorgegangen, besaß sie eine

Schärfe des Verstandes, eine Zartheit des Gemütes, eine Feinheit des Tactes, eine Menschenkenntnis, eine Gabe, mit Vornehmen und Geringen in freimütigster Weise zu verkehren, ein Maß dienender Liebe, wie nur Gottes Geist sie in einem Menschenherzen hervorbringen kann. Ihre Lauterkeit, Sanftmut und Geduld, ihr Hoffen auch da, wo fast nichts mehr zu hoffen war, ihr freundliches, fröhliches Wesen, die Strahlen der ewigen Liebe, die sie Tag für Tag auf sich wirken ließ, überwandten alle Schwierigkeiten und Hindernisse, verschafften ihr Eingang und Erfolg, wo andere nichts mehr auszurichten vermochten. Meist sprach sie plattdeutsch. Und das in so klarer, packender Weise, daß man, wenn sie so aus dem frisch Erlebten urwüchsig heraus erzählte, sich oft des Lachens nicht enthalten konnte. Gott hat ihr den Stempel der Originalität aufgedrückt. Wie es beim wahren Christentum ein Zeichen der Gesundheit, eine Bürgschaft gesegneten Wirkens ist, hatte die Gnade ihre Natur umgewandelt, und die erneute Natur strahlte naturgemäß und harmonisch aus, was sie an Ewigkeitskräften in sich aufnahm. Sie zählte nicht zu den Christen, denen man wohl einen Zettel auf den Rücken kleben möchte mit der Aufschrift: „Der will ein Christ sein.“ „Keine Fälschungsarbeiten“, — sagte sie wohl einmal: Keine Kunst, christliche Redensarten zu führen, keine Verstellung! meinte sie damit. Wer da glaubte, eine Heilige mit Heiligenschein zu finden, kam nicht auf seine Rechnung bei Tante Hanna. Alles Gemachte, Geschraubte, Gefälschte war ihr zuwider. Sie stand mitten im Zentrum. Der Glaube, der in der Liebe tätig ist, praktisches Christentum, tiefes Verständnis für die Anliegen, Schwierigkeiten und Nöte des Ärmsten, mit dem Gott sie auf ihrem so reich gesegneten Wege zusammenführte, geschöpft aus dem lebendigen Brunnen, bildeten das Geheimnis ihrer demütigen Persönlichkeit. Sie hatte nichts von geistlichen Spürhunden an sich, die bei eintretender Heimsuchung, Not und Trübsal immer zuerst fragen: „Womit hat er

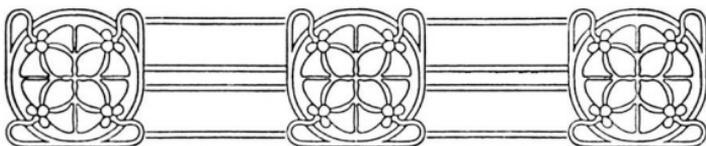
gesündigt? Wodurch hat er sich das zugezogen? Wohl kannte sie den engen Zusammenhang zwischen Sünde und Schuld, Abweichen von Gottes Geboten und Zuziehung von Gottes Strafe. Aber weil sie aus eigener seliger Erfahrung wußte: „Mir ist Erbarmung widerfahren!“ weil es ihr feststand: „Welche Ich lieb habe, die strafe und züchtige Ich“; weil sie in eigener Leidenschule gelernt hatte: „Ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elends“, darum hatte sie Mitleid und herzliches Erbarmen mit denen, welche in Jammer und Elend waren, welche durch Feuer und Wasser geführt wurden und des Trostes und der Theilnahme bedürftig waren. Von ihr galt das Wort: „Der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut und hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater“.

Tante Hanna ist von uns gegangen. Das reiche Leben liegt abgeschlossen vor uns. Gott gebe, daß das Anschauen dieses Lebens bei vielen unter uns mithelfe, daß die Herzen brennend werden in der rechten, wahren Jesuzliebe!

Die Evangelische Gesellschaft für Deutschland, die schon seit über fünfzig Jahren an der Arbeit ist, Seelen für Jesum zu werben, hat das Erbe der selig Vollendeten angetreten. Es wird äußerlich alles seinen Fortgang nehmen am Arrenberg und im Elendstal. Daß es auch geschehe im alten Geist und erster Liebe, dazu ist nötig, daß der Herr Seelen erwecke, die in die Lücken eintreten, die durch den Tod unserer Tante Hanna und aller ihrer vorausgegangenen Freunde gerissen sind.

Darum, die weil wir einen solchen Haufen Zeugen um uns haben, laffet uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und laffet uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens!





13. **Aud wir?**

Tante Hanna ein Vorbild: als christliche Persönlichkeit; sie bleibt in ihren Grenzen; will nichts als dienen; bleibt klar und nüchtern; ihre reiche Liebe; eine echte, christliche Frau; eine Lastträgerin.

Wir haben unsere liebe Tante Hanna begleitet auf ihrem langen gesegneten Wege vom schlichten Elternhause am Arrenberg bis zum letzten, stillen Ruhelägerlein auf dem Friedhofe am Dorrenberg; haben auf den reichen Segen geachtet, den der Herr auf ihren Lebensweg ausgestreut. Oft haben wir uns beschämt gefühlt von dieser einfachen alten Frau, die ein so reiches Leben gehabt hat. Was ist's denn, was an ihr zum Gewissen redet? was ist's, was an ihr so ernstlich zur Racheiferung antreibt? Es ist wohl recht und billig, wenn wir am Schluß noch einen Augenblick sinnend dabei verweilen.

Tante Hanna war eine ausgeprägte Persönlichkeit, und zwar eine christliche Persönlichkeit, in ihrer Eigenart geheiligt und gebildet vom Geist und durchs Wort Gottes. Sie hat es gewagt, das zu sein, was sie war durch Gottes Gnade. Das ist in unserer Zeit nicht gerade häufig. Schon auf weltlichem Gebiet gilt es doch als das höchste Ziel, gesellschaftsfähig zu sein, sich als ein gehorames Glied in den Zwang der Gesellschaft einzufügen, das nur ja um keinen Preis auffällt; ob die Gesellschaft Torheiten macht, ob sie sich quält mit unnützen Anforderungen, ob sie gelegentlich auch lügt und sündigt, das tut nichts, man muß doch mitmachen, auch um den Preis

des Todes der eigenen Persönlichkeit. So ist's auch auf christlichem Gebiete. Man macht ein christliches Schema, und wer Christ sein will, muß sich dahinein fügen, als ob es sich bei der durch Christum gewordenen Neuordnung nicht um Schaffung von neuen, geheiligten Persönlichkeiten handelte. Auch auf dem Gebiet der christlichen Liebestätigkeit begegnen wir solcher Torheit. Es muß alles, was geschieht, nach außen hin eine gewisse Aufschrift, eine gewisse Uniform haben, sonst besteht's nicht vor dem Urteil unserer Zeit. Liebesübung im alltäglichen Leben, Treue im Kleinen und in der Stille wird von vielen nicht mehr gewertet. Tante Hanna ist frühe vom HErrn berufen worden, sie hat sich rufen lassen und hat all ihre Gaben willig in den Dienst des HErrn Jesu gestellt, aber sie ist eine so eigenartige, originelle Persönlichkeit geblieben, daß man seine Freude daran haben mußte. Darum hat sie auch keine Instruktion, keine Arbeitsanweisung gebraucht; sie hat nicht andere fragen müssen, was sie denn tun solle. Sie hat einfach in kindlichem Glauben und Gehorsam die Arbeit getan, die der HErr ihr vor die Füße gelegt hat, und ist darin reich und glücklich geworden.

Tante Hanna ist geblieben, was sie war; sie hat nicht über die Grenzen ihrer Persönlichkeit hinausgehen wollen. Bis an ihr Lebensende hat sie ihr einfaches Kleid getragen, hat ihre Kaffeekörbe geschleppt, hat plattdeutsch geredet. Sie hat sich herunter gehalten zu den Niedrigen, darum hat Gott es ihr gelingen lassen können. Das ist groß an ihr; denn es wäre ihr ein Leichtes gewesen, durch eigene Klugheit und durch den Verkehr in vornehmen Häusern, zu denen sie reichlichen Eingang hatte, etwas anderes vorzustellen, als sie war. Aber man darf sagen, daß ihr nicht einmal die Gefahr nahelag, mehr scheinen zu wollen als sie war. Dazu war sie viel zu kernhaft und natürlich. Und nun ist's offenbar geworden, wie ganz anders Gott einen Menschen ehren kann, den Er ehren will, als der Mensch es selbst fertig bringt mit seinem

erbärmlichen Haschen nach Schein und Flitter und eigener Ehre.

Tante Hanna hat den von ihrem Meister, Christo, zwar ganz klar vorgezeichneten, aber von den meisten Christen nicht geliebten Beruf der Christen klar erkannt: sie wollte dienen. Und weil zum Dienen allerhand Eigenschaften gehören, die der natürliche Mensch nicht hat, als da sind herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld, hat sie sich dieselben in täglichem Umgang vom HErrn schenken lassen, wie sie überhaupt Ernst machte, ganzen Ernst, als „ihr Jesus“ in früher Jugendzeit sich ihr darbot. Weil ihr der Christendienst nicht bloß Phrase, sondern heiliger Ernst war, darum war ihr Umgang mit dem HErrn, den sie nötig hatte für ihren Dienst, heilige Wahrheit. Und wiederum, weil sie sich „an den hielt, den sie nicht sah, als sähe sie Ihn,“ darum war ihre Liebesarbeit nicht bloß Spiel und Sport, sondern heiliger Dienst und oft heißer Kampf. Daß solche in Wahrheit dienende Persönlichkeit mitten in der Christenheit auffällt — und Tante Hanna ist vielen aufgefallen — und daß man sich über sie wundert als über eine seltene Erscheinung, ist ein beschämendes Zeugnis über die, die sich Christen nennen, Anhänger dessen, der aller Knecht sein will.

Tante Hanna ist bei all den vielen Beziehungen und Bekanntschaften, die sie hatte, klar und nüchtern geblieben, bis zum Ende ein treues Glied unserer Gemeinde. Wenn es in der Schrift als ein Kennzeichen der letzten Zeiten hingestellt wird, daß falsche Christi kommen werden, mächtige Verführungsgeister, dann möchte man wirklich oft meinen, man stehe jetzt in diesen letzten Zeiten. Viele verführen, und viele werden verführt. An Tante Hanna hat sich manch unnüchterner, schwärmerischer Geist herangemacht und hätte sie gerne für sich gewonnen, weil sie doch großen Einfluß hatte, aber sie ist davon unberührt geblieben; sie ist ihrem Bekenntnis treu geblieben, dem

einfachen, klaren Evangelium. Ach, wie läßt sich so mancher hin- und herwiegen von allerlei Wind der Lehre, obwohl er vielleicht belesener und gebildeter ist als die einfache Frau Faust.

Man redet heute viel von christlich-sozialer Arbeit; die hat Tante Hanna im edelsten Sinne des Wortes getan in der Liebe, die der Herr ihr geschenkt hatte. Ihr Haus und das Elendstal waren Orte, wo sich Arme und Reiche begegneten in schönster, edelster Harmonie, geeint in dem hochgelobten Namen unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. Und wie war es ihr ein Bedürfnis und eine Freude, Wunden zu heilen, Verstoßenen Liebe zu beweisen, Arme tatkräftig zu trösten, Bedürftigen zu helfen. Ein Strom von Gaben ist ausgeflossen von ihrem Häuslein an der Riemenstraße in die Hütten der Armen und Notleidenden. Manch einer hat an ihr wieder inne werden dürfen, daß es doch noch Liebe, wahre Liebe gibt in dieser liebearmen, öden, kalten Welt. Allerdings ist gerade sie uns auch ein Beweis, daß wahre christlich-soziale Arbeit nicht gemacht werden kann durch Organisationen und Institutionen, durch Resolutionen und Versammlungen, sondern daß es dazu solcher Persönlichkeiten bedarf, die der Herr gibt. Ihm müssen wir uns ganz übergeben, dann kann Er uns zu geschickten Arbeitern in seinem Weinberg machen.

Liebe hat ihr der Herr geschenkt, reiche Liebe. Und mit dem feinen, sicheren Sinne der Liebe, die sich vom Herrn leiten läßt, hat sie so oft die gefunden, die Hilfe brauchten, und wie wußte sie mit ihnen umzugehen! wie wußte sie den rechten Ton zu treffen! wie verstand sie, oft ganz verschlossene Herzen zu öffnen unter Gottes Beistand! Das, was wohl am meisten Frucht und Erfolg schaffte, war ihr Mitleid mit dem Elend und der Not der Ärmsten und Verlorenen und die herzliche Angst um ihre Seele. Das sollte unmittelbar aus der Nächstenliebe herauswachsen bei jedem Jünger des Herrn, der

selbst durch des Heilandes Gnade aus dem Tode ins Leben gekommen ist. Aber wie sind wir auch im geistlichen Leben oft nur Egoisten, selbstüchtige Leute, bei denen alles Reden von Liebe eben oft nur Verede ist, bei denen die Not der Brüder das Herz gar wenig erschüttert und bewegt! Eine Träne, in wahrer Angst um die Seele eines anderen geweint, hat gewißlich mehr Wirkung, als die schönsten Worte und Ermahnungen.

Wenn unsere Zeit gerade im Blick auf das weibliche Geschlecht von vielen Fragen und Kämpfen erfüllt wird, wenn man sucht und tastet, um dem weiblichen Geschlecht neue Bahnen und Aufgaben, einen Platz an der Sonne zu schaffen, so hat gerade Frau Faust bewiesen, wie der Beruf der Frau oft so ganz klar vorgezeichnet und gewiesen ist. Was edle Frauen unseres Volkes, insonderheit unsere geliebte Kaiserin den deutschen Frauen und Jungfrauen oft und viel gesagt haben, daß der herrlichste Beruf der Frau der Dienst in der Liebe sei, das hat Frau Faust all ihr Lebetage in aller Stille getrieben und praktisch geübt. Gerade Frau Fausts Lebensgang kann es zeigen, wie Gott jeder Frau in ihrer unmittelbaren Umgebung genug Arbeit und Aufgaben vor die Füße legt; sie braucht es nur zu erkennen und zuzugreifen, so hat sie Arbeit und Beruf mehr als genug.

Tante Hanna hat viele Mühe und Last getragen. Die eigene Last, die der Herr ihr auflegte, war groß, und dazu trug sie andere Lasten mit. Aber weil sie ihren Jesus hatte und weil sie so oft erlebte, wie der helfen kann in allen Dingen, darum war sie, die Lastträgerin, besonders fröhlich und freudig im Herrn. Und freudige Rüstigkeit und Lastlosigkeit ist ihr geblieben bis in ihr hohes Alter hinein, wo sie der Herr herausrief mitten aus der Arbeit. Einem vielfach entnervten, sich immer wieder nach Ruhe und Feierabend sehnenen Geschlecht kann das Anschauen ihres Lebensbildes zur Beschämung,

aber auch zur Erfrischung dienen, und zur Aufmunterung, sich vom HErrn doch auch von aller Kraftlosigkeit erretten und sich zu einem fröhlichen Lauf und zu freudiger Arbeit verhelfen zu lassen.

Die alte, treue Tante Hanna ist heimgegangen, sie darf nun schauen, was sie geglaubt hat. Uns aber ist's, als wolle ihr ganzer Lebensgang hinweisen auf den treuen HErrn, der das Geheimnis ihrer ganzen Persönlichkeit war, und der auch uns reich machen kann. Und den Segen wolle der HErr wie auf ihr Leben, so auch auf ihr Andenken legen, daß es in seinem ihm beschiedenen Teil zeuge für die herrliche Botschaft unseres Heilandes: „Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“



